Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 43 — Leipzig, den 24. Oktober — 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Gott und der Mensch — Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte: 5 bis 7. Schluß — Vom heiligen Berge Athos. Erste Hälfte — Lucius Annäus Seneka und das Christentum — Der Zeitgeist in Deutschland — Neuere Werke Tolstois: 2. Volkserzählungen; Jemeljan; Drei Schwestern; Ein Schicksal; Wandelt im Licht; Iwan der Narr; Der Herr und sein Knecht — Verschiedenes: Rektorendrill; Zum evangelischen Kirchenlied; Das alte Evangelium im Gewande der neuern Theologie; Amtskalender; Führer durch das kirchliche Berlin; Streik und öffentliche Meinung; Als Stütze der Hausfrau; Aus Ungarns Schreckenstagen; Träume; Vom Funken zur Flamme — Anzeigen

Gott und der Mensch

Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß Du Dich sein annimmst? Psalm 8, 5.

Diese Frage des Psalmisten, in seinem Munde ein Ausruf anbetender Bewundrung, wird in unsern Tagen nicht selten als Frage des Zweifels laut. In einer Zeit, die das Teleskop erfand und uns den Ausblick in Millionen von Sonnensystemen eröffnete, erscheint das Evangelium Jesu, der uns mit kindlichem Vertrauen zu Gott als dem liebevollen Vater jedes Einzelnen unter uns aufschauen lehrte, naiv und unhaltbar. Ist es denkbar, daß Gott der Erde, diesem verschwindenden Teile des unermeßlichen Weltganzen, das sein Geist umspannt, und auf der Erde wiederum dem Nichts des einzelnen Menschen die Aufmerksamkeit widmet, die das Christentum ihm zuschreibt?

Aber dieselbe Zeit, die uns das Teleskop schenkte, brachte auch das Mikroskop, das uns den Einblick in die kleine Welt erschloß. Schau hinein in den kleinsten Blütenkelch: Schönheit, Ordnung, Leben gewahrst du da. Lehrt uns das Teleskop die Erde als ein Stäubchen im Wirbel der Weltkörper betrachten, so stellt sich uns unter dem Mikroskop jedes Atom als ein Kosmos dar. Gottes Wirken thut sich nicht minder im Kleinen als im Großen kund. Widerspricht es nicht auch dem Begriff der Vollkommenheit, den wir mit dem Gedanken an Gott notwendig verbinden, ihm nur das Regiment des großen Ganzen zuzuerkennen, die Sorge für die einzelnen Teile aber abzusprechen?

> Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
> Die Welt im Kreis am Finger laufen ließe?

Als Gott besitzt er die Fähigkeit, sich an jedem Gegenstande seiner Schöpfung ganz auszuwirken, seine sämtlichen Eigenschaften an ihm zu offenbaren. Und thut er das an aller Kreatur, warum nicht an dem Menschen? Ja, es bleibt doch wahr: ihn hat er besonders bedacht, denn er gab ihm die Fähigkeit, Gott an und in sich zu empfinden.

Mögen die Zweifler zu Hauf kommen und uns das scheinbar grausame Getriebe in Natur und Menschengeschick vorhalten, ihr Dogma vom Kampfe aller gegen alle; laß sie rechnen und beweisen, daß die Natur in zweckloser Verschwendung Millionen von Lebenskeimen weckt und nutzlos wieder vergehen läßt: die Thatsache werden sie nimmer aus der Welt schaffen, daß es Tausende und Abertausende von Menschen giebt, die über ihrem Leben eine liebe, leitende Vaterhand verspüren. Diese Gläubigen sehen auch in Leiden und Tod nicht kaltes, blindes Verhängnis, sondern weise Fügung ihres Gottes, zu dem sie mit kindlichem Vertrauen aufschauen. Auch für sie giebt es Rätsel. Welchem denkenden Christen wäre noch niemals in bangen Stunden die Frage gekommen: warum denn all das Elend auf der Welt; giebts nicht so viel unschuldiges Leiden? Aber wohl dem, der sich hier bescheidet und gerade dann mit aller Inbrunst sich an die Idee einer höhern Einsicht anklammert, statt an Gott und Welt zu verzweifeln. Und wollten wir nur recht ehrlich sein und für das Gute des Lebens ein ebenso treues Gedächtnis haben wie für seine dunkeln Punkte, wessen Dasein wäre dann so arm, daß er sich nicht eines Sonnenstrahls entsänne, der ihm hell ins Herz hineinleuchtete, ihm einen Gruß von Gott zu bringen? Dann, in solchen seligen Augenblicken sollten wir mit dem Psalmisten ausrufen: Was ist der Mensch, was bin ich arme, sündige Kreatur, daß Du meiner so freundlich gedenkest!

H V

Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte

5*)

„Alles war fertig und vorbereitet, nichts fehlte," schreibt Perrone in seiner Schrift über das Vatikanum. Aber wie wars doch nur möglich, daß auch die Katholiken der Länder, die sich auf dem Gebiete der Intelligenz zu den führenden rechnen, daß unter den Katholiken Deutschlands und Frankreichs eine solche Papstverehrung erwachsen war? Nun, wie weite Kreise unter diesen Katholiken wirklich dachten, das hat ja eben der Sturm gezeigt, den die vatikanische Erklärung erregt hat. Aber es war eine große, kühne, ihres Ziels gewisse Partei seit Jahrzehnten an der Arbeit, auch diesen aufgeklärten Völkern das Evangelium vom alleinseligmachenden Papst zu bringen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts, seit jener Zeit, die wir auf politischem Gebiet als die Periode der Restauration und Reaktion anzusehen gewohnt sind, hatte sich auch im Katholizismus eine Wandlung vollzogen: ursprünglich ein Zurückdrängen der aufklärerisch gesinnten Elemente durch tiefempfundne, mystisch erregte Frömmigkeit mit stark romantischen Zusätzen; dann ein immer lebhafter hervortretendes Bedürfnis nach einer festen Autorität in den revolutionären Schrecknissen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und mehr und mehr eine Konzentrirung dieser Autorität in dem Manne zu Rom, dessen Thron trotz der Niederlage nach der Revolution wieder aufgerichtet worden war, und den man jetzt als den Besitzer aller Heilmittel gegen die Revolution anpries. Und neue Theorien kamen auf, die Allmacht und Unfehlbarkeit dieses Herrschers zu begründen. Im Jahre 1819 erschien in Frankreich ein Buch, das einen gewaltigen Einfluß gewinnen sollte, des Grafen de Maitre Buch vom Papst. Darin waren Gedanken, die der Verfasser schon in frühern Schriften geäußert hatte, über die weltliche Souveränität aufgenommen und fortgesponnen zu diesem System: die Souveränität auf kirchlichem Gebiet ist die Unfehlbarkeit; sie hat dieselben Rechte zu beanspruchen wie jede weltliche Souveränität. Auch die weltlichen Souveräne verfahren ja unter der Voraussetzung der Unfehlbarkeit; jede Regierung ist absolut und würde in dem Augenblicke aufhören, wo man unter dem Vorwande, sie

*) Vgl. Nr. 36 und 39.

irre oder fehle, ihr Widerstand leistet. Wo aber findet sich die Souveränität der Kirche? Nur beim Papst. Die Allgemeinheit der Kirche bringt es notwendig mit sich, daß sie eine Monarchie sein muß, und die Monarchie verlangt einen Monarchen. Aus der Monarchie wiederum folgt die Unfehlbarkeit.

De Maitres Gedanken wurden Leitsterne für das katholische Frankreich. Von ihm ward der hochfliegende, ideale, wunderbar begabte Lamennais beeinflußt, bis ihm die Unfehlbarkeitstheorie, die er sich zurecht gezimmert hatte, unter den Händen zerbrach; unter seinem Einfluß standen Lacordaire, der von der Kanzel der Riesenkirche Notre Dame herab die Menschenmasse mit sich riß, Montalembert, der edle, feinfühlige Biograph der heiligen Elisabeth, Veuillot, der Typus des Hetzjournalisten. Und auch nach Deutschland griff de Maitres Einfluß hinüber. Man verschlang sein Buch, und in der Vorrede zur deutschen Ausgabe heißt es: „de Maitre war die große Idee vorbehalten, den Papst als denjenigen darzustellen, der in sich allein das ganze Christentum repräsentirt." Und weiter: „Ohne den Papst giebt es kein Christentum mehr." Friedrich Schlegel begrüßte de Maitre als den Mann, der lichtvoller und geistreicher als irgend jemand zuvor die innere Notwendigkeit und das geschichtliche Dasein der Kircheneinheit aufgezeigt und jene Idee der Einheit nach allen Seiten hin mit überlegner Einsicht begründet habe.

Aber gerade in Deutschland waren noch viele andre Momente wirksam. Im höhern Klerus vollzog sich jene Abschwenkung von den nationalkirchlichen Gedanken der Aufklärungszeit, die noch Wessenberg zur Zeit des Wiener Kongresses zu seinen Vorschlägen für die Errichtung einer deutschen Kirche bestimmt hatten; jene Abschwenkung, die in den Kölner Wirren unter Erzbischof v. Droste-Vischering und in dem Treiben der Ultrakatholiken in Bayern ihren sprechendsten Ausdruck gefunden hat. In der Wissenschaft verschwand immer mehr die freigesinnte Richtung, die von den Universitäten Freiburg, Tübingen und Gießen aus gewirkt hatte, und machte der neuen Scholastik Platz, deren Führer Jesuiten waren und deren letztes Ideal die freie katholische Universität ist, die seitdem als das einzige Heilmittel gegen all die von den heutigen Hochschulen verbreitete Ungläubigkeit und Unsittlichkeit angepriesen wird. Das Volk bearbeiteten Orden und Kongregationen, Jesuiten und Redemptoristen voran, im Sinne der Verhetzung gegen den Protestantismus und der unbedingten Unterwerfung unter den Papst. „Vom Papst," sagt der Altkatholik Professor v. Schulte, der sich auf eigne Erfahrung berufen kann, „wurde vor 1848 in den Schulen nur gepredigt, wo es nötig war. Ich habe vor 1848 nie eine Predigt über Kirchenstaat oder Aehnliches gehört. Seitdem und insbesondre seit 1849 wird aber an manchen Orten mehr über ihn als über das Evangelium gepredigt." Und derselbe Schulte sagt auch, daß in den Klosterschulen, deren Güte an sich er nicht bestreiten will, mehr und mehr der ganze Schwerpunkt auf den Gehorsam gegen Pfarrer, Bischof und Papst gelegt, eine ganz einseitige frömmelnde Richtung kultivirt und dadurch Kirchenpolitik getrieben worden sei, daß man in Kindervereinen redete vom Kirchenstaat und dessen „Räubern," daß die Kinderherzen notorisch mit dogmatischem Gezänk aufgeregt und nach der äußern frommen Haltung Gunst oder Ungunst bemessen worden sei. So hat sich schon lange vor 1870 eine Partei innerhalb der katholischen Kirche gebildet, die, um mit Bismarck zu reden, ihre Gegnerschaft gegen die nationale Entwicklung in internationaler Weise bethätigte, und gerade in Deutschland sind die Katholiken systematisch dazu erzogen worden, mit ihren ultramontanen Führern ihren höchsten Souverän in einem auswärtigen Kirchenfürsten zu sehen.

6

Es war notwendig, gerade bei den Momenten zu verweilen, die für den römischen Machtspruch von 1870 die Voraussetzung sind. Unser geschichtlicher Ueberblick hat uns gelehrt, daß Döllinger Recht hatte, wenn er nirgends ein Zeugnis gefunden haben wollte, daß die neue Lehre die wahre, die durch Schrift und Tradition verbürgte sei. Es ist eine wohl begründete Annahme, daß wir es bei dem Dogma von 1870 mit einem Gewaltstreich, und zwar des jesuitischen Katholizismus, zu thun haben. Aber wir sind noch nicht zu Ende. Ich muß nun doch die Frage wiederholen, die ich im Eingang that nach der Schuld der katholischen Kirche, die sich gerächt hat in unsern Tagen. Um es konkreter auszudrücken: bildet nicht etwa das neue Dogma den unausweichlichen Abschluß einer langen Entwicklung, die im Katholizismus, im katholischen Lehrsystem selbst begründet ist? In der Beantwortung dieser Frage, scheiden wir uns von den Altkatholiken.

Vor fast anderthalbtausend Jahren schrieb Augustin sein großes Werk „von der Gottesstadt," die erste christliche Geschichtsphilosophie, ein Werk von weittragendster Bedeutung für alle Folgezeit. Ausgehend von dem Wunsch, das Christentum von dem Vorwurf zu befreien, daß es der untergehenden Welt nicht nur keine Stütze biete, sondern geradezu die zunehmende Schwächung verschulde, verfolgt Augustin die Weltgeschichte als einen Kampf zwischen zwei Reichen, Staaten oder Städten von Abel und Kain als ihren ersten Repräsentanten bis auf die Gegenwart und Zukunft. Die beiden Reiche sind heute mit einander vermischt, aber am Ende der Welt wird die Scheidung erfolgen. Unter den Bürgern nun der irdischen Stadt sind im allgemeinen diejenigen verstanden, die nach dem Fleische leben, die Sünder also. Aber dieser allgemeine, umfassende Begriff verdichtet sich dem Verfasser im Laufe der Betrachtung zu dem des heidnischen Römerreichs, endlich aber des weltlichen Staates überhaupt. Und ebenso sind unter den Bürgern der Gottesstadt zwar die Auserwählten verstanden, die da vorherbestimmt sind in Ewigkeit zu herrschen mit Gott; dann aber hat Augustin auch die Gleichung zwischen der Gottesstadt und der sichtbaren katholischen Kirche vollzogen. Er hat in diesem Zusammenhang dieser Kirche, die die Gottesstadt, der Gottesstaat auf Erden ist, die weltherrschende Stellung angewiesen, die sie seitdem mit immer zunehmender Sicherheit beansprucht hat. Er hat aber auch hier und in andern Schriften dem katholischen Kirchenbegriff, der schon weit älter ist als Augustin, wonach die Kirche die unumgängliche Anstalt für die Vermittlung des Heiles an den Gläubigen ist, die deutlichste Ausprägung gegeben. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Anstalt die zum Heil notwendige Wahrheit unverfälscht bewahren, also unfehlbar sein muß. Das ist ein auch für den Altkatholiken giltiger Schluß. Um aber diese ihre Unfehlbarkeit im einzelnen Fall zur Wirksamkeit zu bringen, bedarf die Kirche eines Organs. Dieses Organ kann nur die höchste Macht in der Kirche sein: denn die Unfehlbarkeit ist die absolute Machtvollkommenheit hinsichtlich des Glaubens. Wiederum dies Organ kann nur eins sein: denn mehrere solcher Organe könnten einander widersprechen und dadurch aufheben. Nun ist es in der Kirche nie fixirt worden, was denn eigentlich dieses Organ sei. Man sah es im allgemeinen Konzil als der die Kirche in ihrer Totalität repräsentirenden Versammlung. Aber niemals ist festgesetzt worden, daß ein solches Konzil unfehlbar sei. In demselben Maße nun aber, in dem jene Augustinischen katholischen Gedanken von dem weltbeherrschenden Gottesstaat auf Erden, in dessen Dienst alle weltliche Macht zu treten hat, sich ausbreiteten und in die Praxis umgesetzt wurden, indem die Kirche lernte über Fürsten und Völker zu Gericht zu sitzen, in demselben Maß mußte diejenige Macht, in der sich sichtbar als in ihrer Spitze diese Gottesstadt auf Erden darstellte, erhoben werden. Der Schluß lag nahe genug, daß sie, daß der römische Papst jenes unfehlbare Organ sei, durch das der Gottesstaat seine Herrschaft über alle weltliche Macht ausübt. Es sind im letzten Grunde doch Augustinische Gedanken, die die Jesuiten aufgegriffen haben, um sie ihrer Vollendung entgegenzuführen. Freilich, Augustin hat davon nichts gewußt. Er hat zwar einmal gemeint: Roma locuta, causa finita! Rom hat gesprochen, die Sache ist aus! Aber der Gedanke hat ihm gänzlich fern gelegen, daraus eine allgemeine Regel zu machen oder an irgend einem Punkte über die Anerkennung des Ehrenprimats hinauszugehen, der dem vornehmsten unter den apostolischen Stühlen schon lange zugebilligt worden war. Aber darnach hat die Geschichte nicht gefragt: recht eigentlich auf

Augustin, und nicht nur den gefälschten, haben die Verfechter des Papalsystems sich gern berufen.

Also ist es doch wohl zuletzt der katholische Kirchenbegriff selber, der die Schuld an dem Unheil trägt. Christus hat keine unfehlbare Anstalt eingesetzt, die das Heil zu vermitteln hat an seine Gläubigen. Wir brauchen die Tradition nicht, um das zu erkennen, denn wir finden kein Wort davon in den klassischen Dokumenten unsrer Religion, vor allem nicht in Jesu eignen Reden. Wir wissen und erkennen es bereitwillig an, daß die katholische Kirche als die große Erziehungsanstalt der Völker ein segensreiches Werk verrichtet hat und noch verrichten kann. Aber wir sind nicht der Meinung, daß sie unfehlbar sei, und in der weitern Perspektive, die sich uns eröffnet, mag uns die Empfindung für die Bedeutung der Frage, welches das Organ dieser angeblichen Unfehlbarkeit sei, etwas entschwinden. Die Ungeheuerlichkeit freilich, die darin liegt, daß man einen Menschen, dem die Schranken seiner Einsicht auf das Gesicht geschrieben sind, für unfehlbar erklärt hat, wird nur noch von der andern übertroffen, daß es Menschen giebt, die daran glauben. Zwar, es wurde in der Konzilszeit von den Römern gemeldet, daß unter ihnen die Rede ging: man möge doch dem alten Herrn, der nun einmal sein Herz an diese Unfehlbarkeit gehängt habe, die Freude gönnen; das thue ja niemand wehe. Auch ist bekannt, daß, wie Hase sagt, in Rom und selbst in Italien an die Unfehlbarkeit des Papstes vielleicht am wenigsten geglaubt, sondern nur gewünscht wird, daß die Völker jenseits der Berge daran glauben könnten. Und endlich: wie viele mag es geben, denen die Unfehlbarkeit des Papstes nichts andres bedeutet als die Unfehlbarkeit der Kirche, die über die Konsequenzen niemals nachdenken, die in jenem Anspruch beschlossen liegen. Alles dies wissen die Jesuiten; sie rechnen damit, sie müssen damit rechnen: denn es dient ihrem Zweck, die katholische Menschheit zum unbedingten Gehorsam gegen die Kirche zurückzuführen. Mundus heu vult decipi, ergo decipiatur.

7

Und nun versetzen wir uns noch einmal im Geiste in die Peterskirche. Von der Kuppel leuchtet in riesigen goldnen Buchstaben das Wort: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam. Am Sonntag, dem 10. Februar 1893, hat diese Kirche ein großes Schauspiel gesehen. Es hat sich wiederholt, fast mit noch größerm Glanze, was dort am 1. Januar 1888 geschah, als Leo XIII. sein goldnes Priesterjubiläum feierte. Die heilige Roma war wieder erfüllt vom Jubel der Gläubigen, die sich versammelt hatten, um ihren Herrn zu feiern. Den absoluten Monarchen ohne Land begrüßten die Gesandten der weltlichen Souveräne. Ein kommandirender General der deutschen Armee überbrachte die Glückwünsche, wenn nicht von ganz Deutschland, doch von seiner Regierung, die der unfehlbare Papst so oft getroffen hat mit seinem Fluch gegen alles, was ihm nicht den Pantoffel küssen will. Wiederholt haben sich die triumphirenden Ergüsse der ultramontanen Zeitungen, und lebhaft ward man erinnert an die Art, wie fünf Jahre zuvor geredet wurde von dem „Fest der gesamten Menschheit," die demütig zu den Füßen des erhabensten Herrschers kniet und einmütig ruft: „Hosianna! Engel des Herrn! Tragt empor zum barmherzigen und gerechten Gott den Jubel der Erde, tragt empor die brünstige Freude, die die Befreiung unsers Pontifex erfleht, tragt empor unsre Gebete, daß er frei werde aus den Händen derer, die ihn verspotten, gefangen halten und mit Vernichtung bedrohen. — — Die Geschichte wird die erhabnen Thaten Leos XIII. preisen, die Thaten dieses Genius des Christentums, der mit dem Zauber seines Evangeliums über die Feinde der Kirche und Menschheit triumphirte, ein Triumph, der an dem Tage sich im vollsten Glanze zeigen wird, wenn er die Freiheit und Unabhängigkeit erlangt, die seinem allerhöchsten, göttlichen und weltlichen Amt gebührt."

Und der, dem diese Worte gelten, er ist ein uralter Greis, der mit einem Fuß im Grabe steht, die Puppe derer, die die Macht in Händen halten. Wir kennen sie, es sind die gefährlichsten Feinde des protestantischen und des katholischen Deutschlands: es sind die Jesuiten!

G. Krüger

Vom heiligen Berge Athos

1

Kennt der Leser Fallmerayer und seine Fragmente aus dem Orient? Wenn nicht, so rate ich ihm, sich das Werk baldigst einmal zu leihen oder zu kaufen und ihm einige Abendstunden zu widmen, es wird ihn nicht gereuen. Es ist ein eigenartiger Mann, dieser zu seiner Zeit weitbekannte tirolische Gelehrte, er sollte auch heute noch nicht vergessen sein, ist es auch bei keinem, der sich mit der griechischen Kirche und dem griechischen Volke in der byzantinischen und türkischen Zeit beschäftigt. Aber auch ein weiterer Leserkreis sollte sich noch immer sammeln um seine klassischen Reiseberichte, wie sie in den „Fragmenten" zusammengestellt sind. (Erschienen in zwei Bänden, Stuttgart, bei Cotta, 1845.) Freilich ist uns manches in der Art des Fragmentisten (so nannte man ihn zu seiner Zeit in der Kürze; über sein bewegtes Leben siehe Allgemeine Deutsche Biographie VI 558 ff.) fremd geworden. Eine in ihren speziellen Pointen uns oft nicht mehr verständliche Ironie mag für seine Zeitgenossen reizvoller gewesen sein, als sie für uns ist. Fallmerayer kann es nicht lassen, die Schäden des deutschen Volkslebens, besonders des Litteraturlebens in seiner Zeit mit bissigen Bemerkungen zu bedenken. Auch die Griechen von heute, deren nationale Echtheit er aufs entschiedenste bezweifelt (er hält sie für überfirnißte Slawen), bekommen ihr reichliches Teil von Anzüglichkeiten ab, sofern sie sich einbilden, die Nachkommen des großen alten Volkes von Athen zu sein. Aber ihre Geschichte ist ihm doch Gegenstand ernstester gründlichster Studien geworden. In der Zeit des schwärmerischen Philhellenismus hat er der nüchternen historischen Forschung eine Bahn gebrochen. Es war nötig, zu mahnen, daß man sich das Griechenvolk nicht allzu sehr idealisire! Daß Fallmerayer mit seiner Theorie vom Slawismus als der Grundlage des gegenwärtigen Hellenismus, weit über das Ziel hinausschoß, schmälert sein Verdienst als Historiker schließlich nur wenig; er ist und bleibt nicht nur einer der ersten, sondern auch gediegensten Forscher über die Geschichte des Byzantinismus und einer der besten Kenner der Art des christlichen Orients. Doch nicht im allgemeinen möchte ich davon für diesmal weiter reden. Gerade seine Fragmente gemahnen an Spezielleres. Was Fallmerayer besonders auszeichnet, das ist sein tiefer, man möchte fast sagen leidenschaftlicher Natursinn. Seine Schilderungen der Landschaften sind es, die ihm am längsten Leser sichern werden. Wer überhaupt Lust daran findet, in Worten eine Gegend geschildert zu sehen, wem es eine Freude ist, wenn einer stimmungsvoll die Natur beschreibt, der wird bei wenigen so vieles treffen, was ihn entzückt, wie bei Fallmerayer. Ich kenne nichts Schöneres dieser Art als seine Schilderung des „immergrünen Buschwalds von Kolchis," in dem er das Höhlenkloster Sumelas besucht, oder die seiner sturmbewegten nächtlichen Kahnfahrt längs der Küste des Schwarzen Meeres von Trapezunt nach Kerasunt. Zumal auch seine Aufsätze über „Hagion Oros," den heiligen Berg Athos, gehören hierher.

Es muß ein wunderbares Stück Erde sein, diese altberühmte mazedonische Halbinsel. Der Golf von Saloniki (Thessalonich) ist nach Osten zu begrenzt durch eine breite Halbinsel, Chalkidike, die ihrerseits wieder, wie drei Arme, in symmetrischem Abstande drei wesentlich gleichlange Landzungen in das Aegeische Meer hinaussendet: die östlichste von ihnen ist die des Athos. Der Name gehört zunächst dem hohen Berge, der an ihrer südlichsten Spitze aufsteigt. Fast zweitausend Meter hoch, eine majestätische Pyramide, erhebt sich dieser alte Göttersitz unmittelbar aus dem Meere und grüßt die Inseln in der Nähe und Ferne. Der Berg ist noch heute unbewohnt, nur an seinem Fuße siedeln Mönchskolonien. Auf seiner Höhe, wo ehemals Zeus thronte, steht einsam ein christliches Kirchlein. Um nicht vor den Augen des wachsamen Griechengottes vorüber fahren zu müssen, versuchte Xerxes für seine Flotte an der

Stelle, wo die langgestreckte Halbinsel mit dem Hinterlande durch einen schmalen Isthmus zusammenhängt, einen Kanal zu graben. Noch heute sind Spuren des Werkes erkennbar; genau dort läuft jetzt die Linie, die das Ende des Besitzes der Mönche bezeichnet. Denn gegenwärtig und schon seit fast tausend Jahren ist die Halbinsel, ehemals Akte, jetzt Hagion Oros („heiliger Berg“) geheißen, im Besitze einer Mönchsgenossenschaft, die ausschließlich das Land inne hat und ihm seinen eigenartigen Stempel giebt. Vom Kanal des Xerxes ab gerechnet bis zum Kegel des Athos beträgt die Länge der Landzunge etwa vierzig Kilometer, die Breite ist, abgesehen von einigen Buchten und leichten Windungen des Gestades, wesentlich überall die gleiche, sie beträgt acht bis zehn Kilometer.

Athos ist Hochwart des Aegeischen Meeres, schreibt Fallmerayer, und Leuchtturm aller Orthodoxen in Byzanz. Vom Festlande in das Meer hinausspringende Chersonese sind vorzugsweise eine Eigentümlichkeit der griechischen Welt. Zu Kerasunt, bei Sinope und in der Nähe des Athos selbst hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald ausgeführt, nirgends aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch ausgeführt und den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsiges, schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über den Isthmus streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberschreitung dieser Querwand über tiefe Schluchten und Hügel aus wildem Rosmarin den Hochpfad erklommen hat, thut sich eine Szene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beschreiben kann. Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergscheide durch hellgrünes Gebüsch und dicht verwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald sanft und in verlornen Halden senkt es sich zu beiden Seiten des Wegs in romantischen Vorsprüngen und verschlungnen Thalwindungen, oder in weiten, amphitheatralisch ausgebognen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunkelm Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangnen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limonengärten und langwipfeligen Zypressen heimatlich verborgen erscheinen die Mönchskastelle, mit hohen Mauern und gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit Wart- und zinnenbekränzten Festungstürmen und eisenbeschlagnen Doppelflügeln zur Hut der Heiligtümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei allem Wechsel der Schatten, des Lichts, der üppigen Szenerie doch überall gleiche Abstand vom Bergkamme giebt dem Auge die volle Herrschaft über die wunderbare Doppelpracht. Der langgestreckte Raum ist ein zusammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, von Zypressen, Weinreben, Lorbeer- und Haselstauden, Maulbeer- und Obststämmen aller Art — hellgrünes, luftdurchfächeltes Berggewand, wo die Myrte, die Rosenhecke, der Weißdorn, die schattige Globularia und das saftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand alle Räume füllt, wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauscht, wo es quirlt und rieselt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterrasse fällt. Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xeropotamo vorüber, durch romantisches Waldgeschlinge zum Höhenkamm, so trifft man mitten im Dunkelschatten des Laubwalds eine grüne Alpenwiese mit Zaunwerk eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen. Es ist Mittagsglut, die schweigenden Lüfte, das Bienengesumme — der Wanderer sitzt am Born, Kastanienlaub und Alpenflor schwanken im Wasserspiegel, „wie der Morgentau in der Sonne, so schmilzt ihm die Seele in der Brust.“ Wie jener Emir in Alhambra können wir alle, selbst der Größte und Glücklichste, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unserm Leben ohne Mühe zusammenzählen. Ich werde einen Septemberabend in den Engthälern des Kolchischen Amarantengebirges und die Mittagsrast am Wiesenplan oberhalb Xeropotamo nie vergessen. . . .

Der Athos und seine Klöster sind schon viel beschrieben worden von alten und neuen Reisenden. Jetzt, wo das von Konstantinopel nach Saloniki fahrende Dampfschiff dort Station macht, ist es leicht geworden, rasch einen flüchtigen Eindruck davon zu gewinnen. Das Land ist politisch dem Sultan unterthan, doch ist es bis auf den Tribut, den es zu zahlen hat, fast ganz frei, eine Mönchsrepublik. Zwanzig Klöster, eine Reihe von Mönchsdörfern, Skiten, dazu noch viele einzelne Eremitenhäuschen, Kellien, sind darüber zerstreut, meist an den beiden Längsabhängen, nahe dem Strand. Die Klöster sind zum Teil sehr groß und stattlich, alten Burgen vergleichbar. Alle Nationen des orthodoxen Orients haben auf dem Berge ihre Vertreter, zum Teil ihre Nationalklöster.

Von Kiew und den Quellen der Wolga, von den Wäldern in Kolchis, vom freien Hellas, aus den Thälern des Hämus, von Illyrien und Czerna Gora blicken aller Augen mit sehnsüchtigem Verlangen nach dieser großen Glaubens- und Bußanstalt des byzantinischen Kirchentums. Wenn auch durch die Frömmigkeit von Fürsten und Privaten der Reichtum der Klöster an Meierhöfen, Weinbergen, Oeltriften, Geld und Gut auf den Inseln des Archipelagus, auf der anatolischen Küste, in Thracien, Thessalien, Mazedonien in kolossalem Maße anschwoll, so brach sich doch die Welle irdischer Sorge und Pracht jederzeit am Felsenthor des grünen Chersoneses. Das Weib, das Hochzeitsfest, Kirmesfeier und sinneaufstürmender Tumult blieben mit aller Zucht des Haustiers aus dem Bereich der heiligen Gemeinde auf immer verbannt. „Da ist kein Jahrmarkt, sagt Gregoras, keine Spekulation, kein Wucher, kein Tribunal und kein Richterstolz; auf dem Athos weiß man nichts von Herr und Knecht, und dort allein ist wahre Freiheit und das richtige Maß aller Dinge.“ — Kein lebendes Wesen wird auf dem heiligen Berg geboren. Man stirbt nur, aber ohne Thräne, ohne Monument.

Unendliche Ruhe liegt über dem Lande ausgebreitet, wie auch einer der neuesten Reisenden noch versichert. Die Zahl der Mönche, die es bewohnen, wird auf sechs bis siebentausend berechnet. Keine weltliche Ansiedlung ist gestattet. Nur an einer Stelle findet eine halbe Ausnahme statt. Etwa in der Mitte der Halbinsel, von allen Seiten aus so leicht erreichbar, daß man die Reise hin und zurück an einem Tage machen kann, liegt ein kleines Städtchen, Karyäs, der Sitz der Mönchsregierung für das Ganze. Dort hat auch die Pforte einen Vertreter. Dort sind Läden für die geringern oder größern Bedürfnisse, die die Mönche nicht selbst zu befriedigen imstande sind. Hierher bringen sie ihre eignen Fabrikate zum Handel: Bilder, Weihrauch, Rosenkränze, auch Mützen und dergleichen. So sind hier auch, in beschränkter Weise, weltliche Kaufleute zugelassen. Auch sonst fehlt es den Mönchen nicht an Besuch: die Wallfahrten, besonders aus Rußland, erneuern sich stetig. Aber nur Männer dürfen den heiligen Boden betreten. Auch in Karyäs werden nur solche zugelassen; der Ort bietet vielleicht in der ganzen Welt das einzige Bild eines Städtchens ohne Weib und Kind.

Die Geschichte der Klöster des Athos, der „heiligen Berggemeinde,“ wie sie sich zusammenfassend nennen, ist schon mannichfach erforscht worden. Man kann daran die Entwicklung des orientalischen Mönchtums studiren, zumal aber seine eigentliche Art in ihren ausgeprägtesten und, wie jeder zugeben muß, ihren edelsten Typen. Der Athos ist der Boden der klassischen Frömmigkeitsformen des Orients. Manche einzelne bedeutende Persönlichkeit, die hier ihren Frieden gefunden und Zeugnis von ihrem innern Leben hinterlassen hat, lockt den Forscher. Daneben die Herausbildung von mancherlei verschiednen Formen des Mönchtums, wie sie so nur der Orient, nicht der Occident, nur die Kirche von Byzanz, nicht die von Rom kennt. Auch die byzantinische Kunst hat hier eine sehr ausgeprägte Gestalt gewonnen. (Vgl. darüber das vortreffliche Werk von H. Brockhaus, Die Kunst in den Athosklöstern, 1891.) Der letzte, der einen Beitrag zur Geschichte des Athos geliefert hat, ist Philipp Meyer. Seinem Buche: Die Haupturkunden für die Geschichte der Athosklöster (Leipzig, J. C. Hinrichs Verlag, 1894. 10 Mk.) gelten eigentlich diese Zeilen. F Kattenbusch

---

Lucius Annäus Seneka und das Christentum

in der tief gesunknen antiken Weltzeit

Nachgelassenes Werk von Michael Baumgarten. Rostock, Wilh. Werthers Verlag, 1895. 368 S. 6 Mk.

Sollte es nicht genug sein des Streitens und Disputirens über den antiken Staatsmann und Philosophen, der auch zum Märtyrer ward vor dem ersten christenverfolgenden römischen Kaiser? Nein, sagt der allzeit für Recht und Wahrheit aufrecht stehende Kämpfer und Dulder, der nun in die Ewigkeit hinübergegangne fromme und treue Michael Baumgarten; nein, es ist noch nicht genug des Streitens über diese Sache, denn die Akten sind noch nicht geschlossen: nicht nur die Alten, Heiden wie Christen, sondern auch die Neuen, Philologen und christliche Theologen, urteilen sehr verschiedenartig und gegensätzlich über den sittlich-religiösen Wert Senekas und über sein inneres Verhältnis zum Christentum. Unter der

Masse der Zeugnisse aus der geschichtlichen Entwicklung der Beurteilung Senekas, die Baumgarten giebt, sei nur die Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß die Verfasser der „Nachfolge Christi“ und des „Wahren Christentums,“ Thomas a Kempis und Johann Arndt, sehr günstig über diesen stoischen Märtyrer urteilen, während z. B. Th. Mommsen zu Baumgarten von ihm sagte: „Von dem kann man nicht schlecht genug denken.“ Im ganzen sind es bei weitem mehr die Vertreter des Christentums und der Kirche als die klassischen Philologen und Altertumsforscher, die das christliche Ideal schon in Senekas Schriften vorbereitet sehen. Die Kirchenväter vor und nach jenem Christen des vierten Jahrhunderts, der Seneka zum Christen machte und einen Briefwechsel zwischen ihm und dem Apostel Paulus erfand, ferner die Theologen des Mittelalters und der neuern Zeit stehen auf seiner Seite, und schon seit Kalvin sind insbesondre die Franzosen begeisterte Senekaverehrer. Nachdem einst Erasmus den entscheidenden Schritt dazu gethan hatte, die gänzliche Kritiklosigkeit zu beseitigen, die Seneka zum Christen machte, sind neuerdings ein Franzose (Amadée Fleury) in naivster und ein Deutscher (J. Kreyher) in vorsichtigerer Weise wieder zu seiner Christianisirung geschritten. Wir erkennen schon aus diesen wenigen Daten: das Urteil über den tiefernsten Stoiker, der auf dem schlüpfrigsten Boden der Welt, unter Claudius und Nero, Minister sein mußte, um dort Verbannung und Tod zu ernten, und der mit seinen Schriften einen unvergleichlichen Einfluß gerade auf die Christen gewonnen hat, bewegt sich noch heute in gänzlich ungelösten Gegensätzen.

Darum darf Baumgarten fragen: „Sollte nicht der hier vorliegende Gegensatz seinen letzten Grund darin haben, daß die eigentliche Bedeutung der unbestrittenen Persönlichkeit bisher noch nicht zum vollen Bewußtsein gebracht worden ist?“ und darum darf er auf Grund ausdauerndsten Studiums aller Schriften Senekas (auch der neun Tragödien und der Fragmente) und seiner ganzen Zeit den Versuch wagen, zum Verständnis dieser merkwürdigen Persönlichkeit vorzudringen. Verständnis aber heißt bei Baumgarten immer: Eröffnung des Rätselhaften und Gegensätzlichen aus der Tiefe des Eindringens in die letzten sittlich-religiösen Motive und in das Verhältnis der innersten Gesinnung eines Menschen zu den entscheidenden großen Bewegungen und Aufgaben seiner Zeit. So aber wird seine Aufgabe sehr groß, denn es gilt in diesem Falle nicht nur einer ganz eigenartigen Persönlichkeit am wichtigsten Wendepunkt der Zeiten ins Herz zu leuchten, derartig, daß man sie als Mensch versteht in ihren Lichtseiten und in ihren Schattenseiten; sondern es gilt, nach Vollendung dieser historischen Arbeit den letzten Maßstab aus dem Zustande und dem unvergleichlich großen innern Kampf der Zeit zu gewinnen und an ihm Wert und Unwert, Können und Nichtkönnen, Bleibendes und Hinfälliges in Seneka zu bemessen.

Es sind die vier letzten Kapitel seines Werks, in deren Ueberschriften uns Baumgarten schon merken läßt, um welche Fragen es sich dabei handelt: IV. Das Attentat zweier sakrilegischen Lügen wider die antike Menschheit; V. Senekas Abwehr ohne Sieg; VI. Christus der Sieger in seinen Blutzeugen und VII. Cäsar—Christus. Diese Dinge, die doch wahrlich in die Beurteilung des Stoikers unter Nero nicht hineingetragen sind, zeigen deutlich, daß es sich hier nicht um eine müßige Streitfrage handelt, sondern um einen wichtigen Teil der Wahrheit am Uebergangspunkt der Zeiten zwischen der Verderbnis des antiken sittlich-religiösen Zustandes und der Neugeburt der Menschen aus dem Quell der Offenbarung durch Christus. Schon die beiden vorhergehenden Kapitel, die von den Licht- und Schattenseiten Senekas handeln, führen uns tief in die Ursachen der Verderbnis der antiken Menschheit zur Zeit Senekas und der neuen Gottesoffenbarung in Christo hinein. Es ist schon „das Attentat der zwei sakrilegischen Lügen wider die antike Wahrheit,“ nämlich der Menschenkultus im Cäsarentum und der Baalskultus im Gottesdienst, die beide jede menschliche Freiheit und Sittlichkeit in Staats- und Gottesdienst unterdrückten, denen gegenüber auch ein von Natur dem Seneka abgeneigter Mensch doch seine Größe anerkennen muß. Wer auch nur die bekanntesten seiner Schriften mit Ernst studirt und sein Leben und Verhalten an der verführerischsten Stelle der Welt, sein durch Tacitus so überzeugend und großartig uns dargestelltes Ende mit dem Blick auf die ihn umgebende Welt auf sich wirken läßt, der wird von dem Eindruck überwältigt, daß er hier einen Menschen vor sich hat, der mit aller Kraft das Gute will und der alles besiegenden, unaufhaltsam fortschreitenden Macht der Verderbnis im römischen Reiche sich entgegenstellt. Noch nie in meinem Leben habe ich eine so tief dringende, die Hauptpunkte mit so unerbittlichem Ernst, mit dem Licht einer geradezu großartigen Gelehrsamkeit beleuchtende Darstellung der antiken Welt in der Kaiserzeit gelesen, wie sie in Baumgartens Buch in dem genannten Kapitel IV vorliegt. Baumgarten scheut hier auch nicht zurück vor einer sonst vielfach gemiednen Enthüllung des tiefsten Verderbens in der Charakterisirung der öffentlichen Zustände, der politischen Maßregeln und der einzelnen Persönlichkeiten, ob sie sonst auch einen noch so hoch gerühmten oder angenehmen Namen tragen. Aber es geschieht seine Zeichnung der beiden verderblichen Mächte, des Menschenkultus im Cäsarismus und des offiziellen Kultus der Unsittlichkeit (von ihm Baalskultus genannt), in den Tempelgottesdiensten wie in den öffentlichen Schauspielen und Pantomimen — diese Zeichnung geschieht nicht etwa mit jener Einseitigkeit, die z. B. Lobeck (obgleich wohl nur zum Teil mit Recht) den Apologeten unter den Kirchenvätern vorwirft. Nein, hier ist solche Liebe zur antiken Menschheit, solche von Herzen empfundne Würdigung des Guten in ihr auch auf dem sittlichen und religiösen Gebiet, daß eine Ungerechtigkeit gar keine Stätte finden kann. Wer in Unkenntnis des antiken Lebens und Wertes nur blind alles Gute darin als glänzende Laster beurteilen und das Christentum der Kirche zum gesetzlichen Maßstab machen will, oder andrerseits, wer den höchsten sittlich-religiösen Maßstab des Evangeliums nicht voll geltend zu machen wagt gegenüber dem Ideal und den Leistungen des Altertums (wie z. B. Hausrath) — solche werden freilich in Gefahr geraten, ungerecht nach der einen oder andern Seite zu werden. Baumgarten aber kommt mir gerade in dieser Beziehung als der rechte Schüler des Apostels Paulus vor, der die Tiefen des Verderbens in den Menschen seiner Zeit durchschaut und rücksichtslos enthüllt, der es aber, weil aus dem Verständnis der Liebe, darum mit voller Würdigung ihrer Veranlagung zum Guten und Göttlichen wie ihrer Hoheit und Größe auf manchen Gebieten und in vielen Erscheinungen und Persönlichkeiten thut.

Ich meine darum auch, daß das von Baumgarten gezeichnete Bild des reinen und begeisterten Monotheisten Seneka mit seiner grundsätzlichen Abwendung vom Dienste der Kreatur und in der Reinheit des moralischen Ideals, dem er sein Leben zur Verfügung stellt, zwar angefochten, aber nicht mehr ausgelöscht oder beseitigt werden wird. Und ich meine andrerseits, daß die gleichzeitige Würdigung der Nachtseiten des Mannes, der in seiner Verkündigung des Einen Gottes und seines Liebeswillens gegen die Menschen so vielfach und so auffallend mit den Urkunden des Neuen Testaments übereinstimmt, durch Baumgarten die beste Gewähr gegen irgend welche Ueberschätzung Senekas in seiner Darstellung bietet. Er schont ihn wahrlich nicht da, wo sein Leben seinem Predigen widerspricht, wo er „niederträchtige Schmeichelei,“ bewußte Unwahrheit, Förderung des Schlechten an seinem Zögling Nero, wo er die Verleugnung seines Gegensatzes gegen den Cäsarenkultus und blinde Urteile auf sittlichem und religiösem Gebiete bei ihm erkennt. Nein, gerade an dem verhältnismäßig Größesten und Reinsten unter den öffentlichen Führern seiner Zeit zeigt er die tiefe innere Not dieser Zeit, die „Abwehr“ des eingedrungnen Verderbens „ohne Sieg“ bei Seneka. Ja, Seneka war verstrickt in den Cäsarenkultus, auch verstrickt und mitschuldig bei dem genannten Baalskultus (in manchen Maßregeln seinem Zögling und seinem Cäsar gegenüber), aber er hat sich davon frei gemacht, er ist nicht an diesem Verderben, sondern am Widerstande dagegen und in reiner Gemeinschaft der Liebe mit seiner Gattin gestorben. Doch Nachfolge hat sein Martyrium nicht gehabt.

Die Nachfolge ist dem Größern gegeben worden, Christus. Sein Tod entfaltete die fruchtbare Kraft des Martyriums im Kampf auf Leben und Tod, aus seinem Tode erwuchs die

Kraft der Ueberwindung, der Neugeburt der antiken Menschheit aus Gott. Wer Baumgartens tief fromme und ebenso freie Auffassung des geschichtlichen Christentums in einem geschlossenen Bilde desselben bis zu seinem innern Siege im Römerreiche kennen lernen will, der lese die letzten hundert Seiten unsers Buchs, die Kapitel von „Christus dem Sieger in seinen Blutzeugen" und von „Cäsar—Christus." Ich kann mir nicht anmaßen, jeden einzelnen Gedanken und jedes geschichtliche Urteil des Buchs zu beurteilen. Soviel aber weiß ich und kann es verbürgen: es kommen wenige so reiche und so reife Früchte der Arbeit und der Gesinnung auf den christlichen Büchermarkt wie dieser Nachlaß des Reinsten und Frömmsten unter denen, die ich gekannt. H. Ziegler

Der Zeitgeist in Deutschland

Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlungen im neunzehnten und seine mutmaßliche Gestaltung im zwanzigsten Jahrhundert von Dr. Fritz Schultze. Leipzig, E. Günthers Verlag 1894. 194 S.

Manchem Leser werden bei diesem Titel unwillkürlich die Worte Fausts in den Sinn kommen:

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Vielleicht läßt sich sogar dieser oder jener, dem die bisher erschienenen Schriften desselben Verfassers, wie „Philosophie der Naturwissenschaft," „Vergleichende Seelenkunde," „Deutsche Erziehung" u. a. unbekannt geblieben sind, durch den eigentümlichen Titel von dem Lesen des sehr interessanten und lehrreichen Buches abhalten. Wir würden das sehr bedauern, weil wir dieses Buch für sehr lesenswert halten und darum wünschen, daß es auch über den Kreis der Gelehrten hinaus Verbreitung finden und besonders von Gebildeten und Besitzenden nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt werden möchte. Der Verfasser behandelt die schwierigsten Fragen des menschlichen Denkens in einer klaren und leicht verständlichen Form und versteht es, überall die Bedeutung von Wissenschaft und Kunst für das geistige, sittliche und religiöse Leben des Volkes nachzuweisen. Der Wert des Buches, das, namentlich in seinem letzten Abschnitt, die brennendsten Fragen der Gegenwart berührt, wird dadurch erhöht, daß der Verfasser einen offnen Blick für die tiefen Schäden unsers Volkslebens besitzt und seine Ansichten rückhaltlos und freimütig ausspricht, daß er aber trotz der „Trostlosigkeit unsers Zeitgeistes" keineswegs einem Pessimismus verfällt, der mutlos und ratlos an jeder Rettung verzweifelt, sondern sich bemüht den rechten Weg zur Besserung unsrer Zustände zu finden, indem er mit wohlthuender Wärme und Begeisterung für die höchsten Güter unsers Volks eintritt. Wir stimmen auch mit ihm überein, wenn er „die religiöse Bewegung für eins der wichtigsten Motive des heutigen Zeitgeistes" ansieht, und geben zu, daß die Gefahr nahe liegt, daß bei der herkömmlichen Ueberschätzung des dogmatischen Unterrichts in Kirche und Schule unserm Volke vor lauter Theologie die Religion d. h. das einfache Christentum Jesu Christi verloren geht. Gewiß sollten die Theologen viel mehr darauf bedacht sein, den Streit über ihre Theologie nur mit Theologen in den Universitätsauditorien, in Seminaren und theologischen Zeitschriften auszufechten, ihn aber den Stunden der Andacht, der Erbauung und des Unterrichts fernhalten. Wir verkennen nicht, daß der Theologe, der seine Gemeinde (und insbesondre seine Konfirmanden) vor allem für sein theologisches System oder für die Dogmatik einer bestimmten Richtung zu gewinnen sucht, den Hungernden Steine für Brot bietet, und räumen ein, daß unsre kirchlichen und sozialen Verhältnisse nicht so trostlos hätten werden können, wenn in dieser Hinsicht auch von den Theologen unsrer evangelischen Kirche nicht so viel gesündigt worden wäre. Aber dennoch vermissen wir bei dem Verfasser die richtige Wertschätzung der Dogmen und ihrer Bedeutung für Kirchenlehre und Volksunterricht; wir halten es nicht für thunlich, daß mit der historisch gewordnen Kirchenlehre plötzlich gebrochen werde. Eine weitere dogmatische Abrüstung innerhalb der evangelischen Kirche kann nicht ausbleiben, aber sie wird sich

nur langsam vollziehen. Wir befinden uns seit geraumer Zeit mitten in diesem Prozeß, dessen Entwicklung wir durch gründliche, aber schonende Belehrung zwar fördern, durch ungeduldiges Vorwärtsdrängen aber nicht erzwingen können.

Um das Interesse für das empfehlenswerte Buch zu mehren, geben wir im Folgenden einen kurzen Ueberblick über seinen Inhalt, indem wir uns so weit als möglich der Worte des Verfassers bedienen.

Der Verfasser versteht unter dem herrschenden Zeitgeist die Hauptwillens- und Denkrichtung der Mehrzahl der Lebenden, denen sich zwar Einzelne widersetzen und entgegenstemmen können, der aber doch in Allen und auf Alle wirkt und näher oder entfernter in das Leben und Schicksal Aller eingreift. Seinen abstraktesten und insofern klarsten und durchsichtigsten Ausdruck findet der Zeitgeist in den gerade herrschenden philosophischen Systemen; denn die Philosophie ist nichts andres als die Geschichte der Entwicklung des Geistes der Menschheit, d. h. der verschiednen aufeinander folgenden Zeitgeister. Die Zeit von 1781 an, dem Jahre, in dem das Erscheinen von Kants „Kritik der reinen Vernunft" und Schillers „Räubern" den Anbruch der neuen Zeit verkündete, bis heute bildet für Deutschland eine geistige Einheit. Das Streben nach vernunft- und naturgemäßer Gestaltung aller menschlichen Verhältnisse bezeichnet den Charakter des letzten Jahrhunderts, und zwar bemühte sich der Zeitgeist in dessen erster Hälfte (von 1781—1831) vornehmlich um die Entdeckung und Befolgung der Vernunftgesetze, in den folgenden Jahrzehnten bis heute dagegen mehr um die Entdeckung und Anwendung der Naturgesetze. Der Zeitgeist in jenen ersten fünfzig Jahren ist idealistisch, darauf erst nimmt er eine entschiedne Wendung zum Realismus. Die Wandlungen dieses Zeitgeistes der Vernunft- und Naturherrschaft, des Idealismus und Realismus seit 1781 sucht nun der Verfasser im einzelnen gedrängt und übersichtlich darzustellen.

In dem ersten Kapitel behandelt der Verfasser, ausgehend von der Reformation, die idealistische Periode des Zeitgeistes, die vorbereitet ist durch Männer wie Spener, Leibniz, Wolf, Friedrich II., in Kant aber und Fichte ihre Hauptvertreter gefunden hat. Kant ist nicht, wie so viel andre, nur der Philosoph seiner Zeit, sondern aller Zeiten; eine wahrhaft erlösende, d. h. religiöse Wirkung hat Kants Philosophie für jeden, der sich in ihre Tiefe zu versenken und auf ihre Höhen zu erheben versteht. Er, der mit schneidigster Schärfe das Erkennen zu kritischster Vorsicht anleitet, beweist doch auch unwiderleglich die Notwendigkeit und Berechtigung eines vernünftigen Glaubens. Die fünf größten allgemeinen Hauptfragen, die von jeher den denkenden Menschengeist am tiefsten und am folgenreichsten bewegt haben: Was ist wahr? was ist gut? was ist heilig? was ist recht? was ist schön? hat Kant der Hauptsache nach grundlegend für alle Zeiten beantwortet. Kant ist aber nicht bloß der große Philosoph, sondern auch ein Naturforscher ersten Ranges. Kant überträgt den Gedanken der Entwicklung auch auf die organische Natur, entwirft nicht nur ein allgemeines Bild einer Entwicklungsgeschichte der Organismen, sondern sucht sich auch bereits ihre besondern Ursachen und Gesetze klarzumachen. In seinen Schriften sind die heute nach Darwin genannten Prinzipien der Anpassung und Vererbung deutlich ausgesprochen, sowie das Prinzip der Zuchtwahl oder Selektion und seine Wirkung hinsichtlich der Erzeugung neuer Rassen klar erkannt.

Mit einem neuen, rein idealistischen Systeme, in dem die Welterklärung ausschließlich unter dem sittlichen Gesichtspunkt gegeben wurde, gewann Fichte einen unbeschreiblich mächtigen Einfluß auf den Zeitgeist. Als Urgrund alles Weltgeschehens erkennt er nur ein Prinzip, den Geist, an oder, wie er sich ausdrückt, das „Ich." Des Geistes innerstes Wesen ist aber der Wille. Die Welt zielt in allen ihren Teilen auf Vernunft, Zweckmäßigkeit und Sittlichkeit ab. Seine sittliche Bestimmung zu erkennen und zu bethätigen, ist Aufgabe des vernünftigen Menschen. Das Erkennen hat nur Wert, insofern es dem Handeln dient. Das Gute ist rastlose sittliche Thätigkeit. Darin besteht auch das Wesen Gottes.

Fichte hat zwar auf die Philosophie der Romantiker, Schellings, Hegels und selbst Schopenhauers großen Einfluß usgeübt, aber nicht eine eigentliche Schule gegründet. Wohl ber wirkte Fichte in hervorragender Weise auch auf das ganze eutsche Volk, ja die großartige Erhebung in den Freiheits- riegen entsprang nicht zum wenigsten dem Geiste und der Be- eisterung, die Fichte selbst atmete und in seinen „Reden an die eutsche Nation" dem Zeitkörper, d. h. dem Volke, als den Zeit- eist eingeflößt hatte. Der Verfasser erläutert die Bedeutung Kants und Fichtes für den Geist ihrer Zeit durch Mitteilung vertvoller Stellen aus ihren Schriften und aus den Schriften ervorragender Zeitgenossen und schließt diesen Abschnitt mit en beredten Worten:

Man hat mit vollem Rechte gesagt, daß der kategorische Impe- ativ Kants auf die Fahnen der Freiheitskämpfer geschrieben gewesen ei und der sittliche Geist Fichtes die Krieger beseelt habe. Niemals ist ründlicher bewiesen worden als in jenem philosophischen Zeitalter, daß er idealistische Geist in Wahrheit der allerpraktischste ist, dessen Wir- ungen zuletzt doch tiefer und weiter gehen als die des nüchternen, sich ur an das Sichtbare haltenden Tagesrealismus. Was helfen uns Kanonen und Gewehre der neuesten Konstruktion von tötlichster Wirkung, as ungezählte Massen von Streitern in vollendetster Rüstung, was Eisenbahnen und Telegraphen, was Panzerschiffe und Torpedos, was ie Erkenntnis der Natur und die Beherrschung ihrer Kräfte, was Handel nd Gewerbe, was Reichtum und Herrschaft — ohne das unerschütter- che innere Bewußtsein von der Notwendigkeit wahrhaft sittlicher Thaten, hne treue unbestechliche Pflichterfüllung, ohne eine edle, uns über die emeine Sinnlichkeit erhebende, dauernde Begeisterung, kurz ohne den esunden ethischen Idealismus im Sinne des großen, an der Schwelle ieses Jahrhunderts aufgetretenen Redners an die deutsche Nation!

Im zweiten Kapitel zeigt der Verfasser, wie die von der Philosophie entwickelten ethischen Ideale jener Zeit zugleich von er Poesie ergriffen wurden; Philosophie und Poesie reichen ch geschwisterlich die Hand, und ihre Verschmelzung tritt in oppelter Form hervor, in einer subjektiven und einer objek- ven. Die erstere war die romantische, die zweite die klassische. Die Poesie erhält von der Philosophie die Tiefe des Gedankens, ie Philosophie empfängt aber dafür von der Poesie die lebens- warme Gestalt und die schöne Form. Auf der wundervollen Mischung von philosophischer Idee und dichterischer Anschauung, ie wir sie z. B. in Goethes Faust bewundern, beruht die ngeheure Einwirkung unsrer klassischen Dichter auf die deutsche Volksseele (Goethe und Schiller). Eben dadurch ist Schiller nser eigentlicher Nationaldichter geworden, daß er Dichter und Philosoph war.

Den Romantikern fehlte der hohe sittliche Gehalt unsrer assischen Dichter. Die romantische Schule hat zwar das Ver- ienst, von allen Seiten den Bildungsstoff herbeigeschafft, durch eisterhafte Uebersetzungen den Gehalt der Werke der besten Dichter des Abend- und Morgenlandes dem deutschen Geistes- eben vermittelt zu haben; aber ihr absoluter Subjektivismus ührte zur Verkennung des objektiv Allgemeingiltigen in Poesie nd Philosophie und bezeichnet darum Niedergang und Verfall.

Nachdem der Verfasser dies auch an der Philosophie Schellings und Hegels eingehend nachgewiesen hat, legt er im ritten Kapitel die realistische Wendung des Zeitgeistes zum Naturalismus, Materialismus und Darwinismus dar.

Eine Befreiung des religiösen Lebens von der Bevor- mundung der Kirche und eine Verinnerlichung des bloß äußer- chen Gottesdienstes erstrebte schon die sogenannte mittelalter- che Mystik, die die Reformation anbahnte, die aus der Sehn- ucht nach Freiheit im Denken und Glauben hervorging. Die spätere protestantische Kirche aber, anstatt auf die wirkliche Lehre Jesu in den Evangelien und auf das frühe Urchristentum zurück- ugehen, blieb auf halbem Wege stehen, nämlich bei dem mehrere Jahrhunderte nach Christus formulirten Dogmenkomplex des Konzils von Nicäa vom Jahre 325 und verknöcherte, jedem weitern Fortschritt sich feindlich gegenüberstellend, zum ortho- oxen Staatslutheranismus. Darum entwickelte sich gegenüber er protestantisch orthodoxen Kirche zunächst eine neuere Mystik Schwenkfeld, Sebastian Frank, Böhme), später aber bildete sich iese freireligiöse Bewegung, dem Charakter der Aufklärungs- eit entsprechend, zur verstandesmäßigen, kritischen Vernunft- eligion aus.

In einem geschichtlichen Rückblick sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die Wurzeln der freireligiösen Bewegung unsers Jahrhunderts sich in die Tiefe verflossener Jahrhunderte über die Reformationszeit hinaus erstrecken. Daraus ergiebt sich das unbestreitbare Recht der freireligiösen Bewegung von heute, über den Standpunkt der lutherischen Reformation hinaus zu einer neuen Reformation überzugehen und die Forderung der alleinigen Anerkennung der echten Lehre Jesu, die gleichbedeutend mit einem dogmenfreien Christentum ist, zu erheben.

Im Anschluß an das „Leben Jesu" von Strauß legt der Verfasser einerseits die Bedeutung der sogenannten „Tübinger Schule" dar, andrerseits betont er den wesentlichen Unterschied zwischen der kritischen Theologie der Gegenwart und der anti- und irreligiösen Wendung des Zeitgeistes, deren Hauptträger David Strauß und Ludwig Feuerbach waren. Feuerbachs atheistischer Materialismus und Naturalismus hebt jede besondre metaphysisch-spekulative Philosophie auf: „meine Philosophie ist die, daß ich keine Philosophie habe"; die einzig noch mögliche Philosophie ist Naturwissenschaft; alles Jenseitige ist Illusion und Unsinn. Die wahre Aufgabe des Menschen ist daher die „Konzentration auf das Diesseits." Dies Stichwort des neuen Zeitgeistes entspricht dem Parteiprogramm der spätern Sozialdemokratie, die den Materialismus zur Grundlage ihrer Weltanschauung gemacht hat.

Schon in den vierziger Jahren sprach es ein Arbeiterbildungsverein in einer Dankadresse an Feuerbach aus:

Wir Arbeiter erkennen, daß der Trug der Pfaffen und des Glaubens, gegen den Sie ankämpfen, die letzte Grundlage des jetzigen Systems der Unterdrückung und der Nichtswürdigkeit ist, unter dem wir leiden.

Die Gedanken des neuen, von Strauß und Feuerbach vertretenen Zeitgeistes, die auch rasch in der schönen Litteratur Verbreitung fanden, durchdrangen alle Schichten der Bevölkerung und begünstigten das Entstehen und Anwachsen sozialistischer und kommunistischer Stimmungen im Proletariat. Verstärkt wurde die materialistische Strömung des Zeitgeistes dadurch, daß die Naturwissenschaften mit ihren großartigen Erfolgen immer stärker in den Vordergrund des allgemeinen Interesses traten, je mehr ihre praktische Verwertung in der Technik Bewunderung verdiente. Geradezu verhängnisvoll war es aber, daß der Darwinismus, eine der bestbewiesenen naturwissenschaftlichen Hypothesen, in einer Periode des Materialismus hervortrat, von diesem in seinem Sinne gedeutet und als Werkzeug zur weitern Zerstörung des Idealismus mißbraucht wurde. Der an sich neutrale und nicht religionsfeindliche Darwinismus wurde unter der Hand eines Büchner und Häckel zum materialistischen Darwinismus, dessen praktische Folgerungen (mit Feuerbachs einseitiger Konzentration auf das Diesseits zusammenfallend) in den auf intensivsten Lebensgenuß beschränkten Egoismus auslaufen. Dieser „ethische Materialismus" kennt keine Ideale mehr und führt zu der absoluten Zwecklosigkeit alles menschlichen Strebens und Lebens.

Zu demselben Ergebnis kommt der in unsern Tagen durch Philosophie und Poesie weit verbreitete Pessimismus, der unsre Welt für die denkbar schlechteste hält, das Leben für zwecklos und das Nichtsein für wünschenswerter als das Sein erklärt.

In dem vierten Kapitel behandelt der Verfasser Ursprung, Wesen und Bedeutung des Pessimismus und des „ethischen" Materialismus, die sich in unsern Tagen vereinigt haben, um unser Volk an den Abgrund zu führen, und der besteht in einem allgemeinen Verfall des sittlichen Gefühls, der sittlichen Willensrichtung und des sittlichen Handelns. Beruhen alle Ideale auf Selbsttäuschung, und erübrigt dem Menschen nur die Konzentration auf die sichtbare Welt, auf das sinnliche, materielle Diesseits, so erhebt sich das Tier im Menschen; die tierisch sinnlichen Triebe suchen Befriedigung im Genuß, und da aller Genuß vom Geld abhängt, so ist Gelderwerb das höchste Ideal unsrer Zeit. Die Sucht, reich zu werden um jeden Preis und möglichst schnell Geld zu erwerben, vergiftet nicht nur unser wirtschaftliches Leben (Schwindel und Reklame), sondern schleicht sich auch als ein feiner, aber sicher zerfressender Ansteckungsstoff in Haus und Familie ein und vernichtet Treu und Glauben,

das Fundament aller gesellschaftlichen Ordnung, in allen Verhältnissen des privaten und öffentlichen Lebens.

Diese sittlich, gesellschaftlich und staatlich alles verwüstende Gewalt des Geldes, des Kapitalismus, ist der Krebsschaden unsrer heutigen Zustände, und es muß die Hauptaufgabe der staatlichen Gesetzgebung sein, die Uebermacht des Kapitalismus zu brechen. Die ganze staatssozialistische Arbeitergesetzgebung wird niemals den erwünschten Erfolg haben, wenn ihr nicht eine staatliche Antikapitalismus-Gesetzgebung ergänzend zur Seite tritt, die, mit rücksichtsloser Konsequenz gedacht und mit schonungsloser Energie durchgeführt, der Sozialdemokratie den Boden unter den Füßen wegzieht. Daß auch das häusliche und Familienleben bereits anfängt, das Gepräge des sittlichen Materialismus zu tragen, geht deutlich aus dem Zustande unsrer modernsten Litteratur und Kunst (Ibseniten und Zolaiten) und im Vergleich derselben mit den Klassikern hervor.

Es ist keine Frage, daß wir bis über die Ohren in dem Pfuhl des sittlichen Materialismus stecken.

Fragen wir, wie soll es besser werden? so bieten sich mit Ungestüm zwei Retter an, die Sozialdemokratie und der jesuitische Ultramontanismus. Nachdem der Verfasser dargelegt, warum weder von dem Sozialismus noch von dem weit gefährlichern Ultramontanismus Rettung zu erwarten sei, führt er noch einmal zusammenfassend aus, daß die Gesellschaft nur durch eine neue Reformation gerettet werden kann, die darin besteht, daß die in den Begriffen Natur, Vernunft, Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe enthaltenen und aus ihnen folgenden Strebeziele vollkommen verwirklicht werden. Wir müssen uns sowohl vor einseitigem Realismus als einseitigem Idealismus hüten. Die neue Reformation muß sich auf unser gesamtes wirtschaftliches Leben erstrecken, indem die Uebermacht des Kapitalismus durch geeignete Gesetze gebrochen, der zivilisatorische und kulturelle Segen des Kapitals dadurch aber allen zugänglich, und somit die soziale Not gehoben wird. Dies wird nicht möglich sein, so lange der ethische Materialismus, d. h. der rücksichtslose Egoismus die Menschen im allgemeinen und die kapitalistischen Machthaber insbesondre beherrscht. Darum ist die zweite, ebenso wichtige ideale Aufgabe der neuen Reformation, diesen berechtigten Idealismus zu schaffen und ihn so zu verbreiten, daß er einen bestimmenden Einfluß auf die Lebensführung der modernen Menschheit gewinnt. Wenn dieser Idealismus aber auf das ganze Volk einwirken soll, so genügt es nicht, daß er lediglich in abstrakt philosophischer Form auftrete; er muß die konkrete Anschaulichkeit der Religion werden, die die neue Reformation in die Welt einzuführen hat. Diese Religion kann nur die christliche Religion sein, aber weder in der Form des jesuitischen Ultramontanismus noch des lutherischen Orthodoxismus. Die neue Reformation muß die im Laufe der ersten Jahrhunderte entstandnen dogmatischen Formeln orthodoxer Theologie abstreifen und zu der echten Lehre Jesu, auf das dogmenfreie Christentum Christi selbst zurückgehen, worin das beste Heilmittel für die Schäden unsrer Zeit liegt. Das Christentum ohne „mythische Dogmatik" behält als seinen Inhalt das, was den Kern jeder echten, hochentwickelten Religion ausmacht: den Glauben an die Selbständigkeit des Geistigen, an eine geistige Weltordnung, deren Inbegriff und Urgrund die Gottheit ist, an geistig-sittliche Zwecke der Entwicklung der Welt, wie des einzelnen Geistes und an die Entwicklungsmöglichkeit und -fähigkeit des individuellen Geistes auf Grund seiner Wesensewigkeit. Das neue Christentum macht die praktische Nachfolge des Lebens Jesu, die sittliche Gesinnung und den sittlichen Wandel zur Hauptsache seines Gottesdienstes im Geiste und in der Wahrheit und betont die Kultusgebräuche nur insofern, als sie auf die sittliche Erziehung des Menschen fördernd einwirken können.

So wird in drei großen, aufeinanderfolgenden Entwicklungsphasen die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts verlaufen. Sie heißen: Reaktion, Revolution, Reformation. Die Reaktion wird von dem jesuitischen Ultramontanismus der römischen Kirche, die Revolution von der Sozialdemokratie, die Reformation von dem Geiste des echten, sich neu verjüngenden Protestantismus ausgehen.

Es bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung, daß wir in vielen Einzelheiten nicht oder doch nicht völlig mit den Ausführungen des Verfassers übereinstimmen; wir wünschen aber, daß sein Urteil über den Geist der Zeiten einen großen Leserkreis zum Nachdenken und entsprechenden Handeln anrege. Diesem Wunsche gegenüber sind unsre Einwände von untergeordneter Bedeutung. E Trommershausen

---

Neuere Werke Tolstois

2. Volkserzählungen; Jemeljan; Drei Schwestern; Ein Schicksal; Wandelt im Licht; Iwan der Narr; Der Herr und sein Knecht

Die Bergpredigt hatte Tolstoi als die Lehre erkannt, die die Menschheit vom Uebel erlöst; er verstand und verbreitete diese Lehre jedoch anders, als die Kirche es that. Wir haben das in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1894, Spalte 1218 bis 1224 und Spalte 1239 bis 1244 ausgeführt. Was er als Denker in seinem Buche „Worin besteht mein Glaube?" auseinandergesetzt hatte, wollte er nun auch als Dichter verkünden. Er wollte die Botschaft Christi namentlich auch den geliebten kleinen Leuten mitteilen, und dazu waren kleine Novellen, Märchen und Legenden die besten Mittel.

Vierzehn solcher Geschichten, etwa um 1885 entstanden, sind in einem Doppelheft bei Reklam als „Volkserzählungen" in Uebersetzung von Wilhelm Goldschmidt erschienen; bei Janke finden wir sie als „Volkslegenden." Wir rechnen dieses billige Heft zu den allerbesten Büchern der Weltlitteratur; es geht von ihm ein heiliger Geist aus, der Liebe zum christlichen Leben einhaucht. Jede Erzählung enthält eine Lehre christlicher Sittlichkeit: Verzeihe auch deinem ärgsten Feinde, du überwindest ihn durch Güte besser als durch Rache; beuge dich vor dem Unglück, so beugt sich das Unglück vor dir; sagt dir einer was Böses, schlucks herunter: ihm wird das Gewissen schlagen; Uebles zwischen zwei Menschen kommt nicht von einem, beide sind schuld; bedecke die fremde Sünde, und Gott wird dir doppelt verzeihen; Gott ist nur das Opfer wohlgefällig, das wir darbringen durch Liebe und gute Thaten; wo Liebe ist, ist Gott; die Menschen leben nicht davon, daß sie für sich selbst sorgen, sie leben von der Liebe, die in den Menschen ist. Anderwärts wird gezeigt, wie die Habgier dem Menschen das Leben verdirbt, wie der Branntwein das beste Werkzeug des Teufels ist, wie der Gebrauch des Geldes den Menschen schädlich ist, wie die Armut besser ist als der Reichtum. So hat der Baschkire Iljaß seine reiche Habe verloren und hat mit seinem Weibe bei einem Nachbar in Dienst gehen müssen. Als dieser ein Gastmahl giebt, bedauern ihn die Gäste, aber er und sein Weib lächeln: sie hätten jetzt erst ihr Glück gefunden. So spricht die alte Frau:

Als wir reich waren, hatten wir keine Stunde Ruhe, konnten uns nicht aussprechen, an die Seele denken, zu Gott beten. Wie viele Sorgen hatten wir! Gäste kamen, und mit ihnen die Sorge: womit sie bewirten, womit sie beschenken, daß sie keine böse Nachrede halten? Wenn sie fortgefahren sind, sehen wir nach den Knechten. Sie lieben zu ruhen, wohlschmeckender zu essen, wir aber suchen das Unsrige zusammenzuhalten, und so sündigen wir. Wir haben Sorge, daß der Wolf nicht ein Füllen oder ein Kalb zerreiße, daß Diebe uns nicht berauben. Legt man sich nieder, kann man vor Sorge nicht schlafen, daß die Schafe die Lämmer nicht zerdrücken. Mitten in der Nacht steht man auf. Kaum hat man sich beruhigt, naht wieder die Sorge, wie man sich mit Futter für den Winter versorgen solle. Aber nicht das allein — auch zwischen uns war keine Eintracht. Er sagt, so muß man es machen; so muß man es machen, sage ich. Es giebt Sünde und Zank. Sorge folgte der Sorge, Sünde der Sünde. Wir sahen keine glückliche Stunde.

Und jetzt?

Stehen wir auf, so unterhalten wir uns in Liebe und Eintracht, zu streiten haben wir über nichts, über nichts haben wir uns Sorge zu machen. Wir haben nur eine Sorge, dem Herrn zu dienen, und so arbeiten wir, unsrer Kraft gemäß mit Lust, daß der Herr keinen Verlust erleide, sondern Gewinn habe. Wenn wir von der Arbeit kommen, ist das Mittagbrot bereit, das Abendbrot ist bereit, auch an Kumyß fehlt es nicht. Ist es kalt, so wärmen wir uns am Ofen, ziehen den Pelz an. Auch haben wir Zeit, uns auszusprechen, an die Seele zu denken, zu Gott zu beten. Fünfzig Jahre lang suchten wir Glück, jetzt erst haben wirs gefunden.

Die Gäste lachten. Iljaß aber sagte:

Lacht nicht, Brüder, es handelt sich nicht um einen Scherz, sondern

n das menschliche Leben. Narren waren wir, die Alte und ich, daß ir um den Verlust unsers Reichtums weinten. Jetzt aber hat Gott s die Wahrheit gezeigt; nicht zu unsrer Belustigung, sondern euch m Heil haben wir sie euch entdeckt.

Das ist eine kluge Rede, bestätigte der Mulla. Wahrheit hat jaß gesprochen. So steht es auch in der Schrift.

Die Gäste lachten nicht mehr und wurden nachdenklich.

Die Märchen „Jemeljan" und „Die drei Schwestern" egen uns in Uebersetzung von August Scholz vor. Sie sind ch volkstümlichen Ueberlieferungen verfaßt und jedenfalls geprieben, um das Volk zu erfreuen. Eine besondre sittliche endenz können wir in ihnen nicht entdecken.

Dagegen ist die Erzählung „Ein Schicksal" (vor 1887 tstanden) durchaus tendenziös. Sie schildert das eitle und i aller Korrektheit schlechte Leben eines Weltmanns und sein mmerliches Sterben. Seine Krankheit und sein Tod werden m unsäglich schwer, weil es ihm zum Bewußtsein kommt, daß nicht richtig gelebt habe, und daß alle um ihn herum ihn betrügen suchen und ihn nicht lieben, mit Ausnahme seines m Kindesalter noch nicht entwachsenen Sohnes und eines iurischen Hausknechts, dessen ehrliche Gutherzigkeit und Dienstflissenheit in dieser Welt des Scheins sein einziger Trost ist. ebrigens müssen wir vor der Uebersetzung von L. Wechsler, i Rich. Ecksteins Nachf. in Berlin erschienen, ausdrücklich arnen. Sie ist liederlich gemacht und offenbar vom unwissendsten hrjungen der Druckerei Hipler in Detmold gesetzt: weder der utor noch sonst einer, der Deutsch versteht, hat Korrektur gesen; es ist mehr als dreist, dem Publikum solche Schundarbeit verkaufen.

Auch die Erzählung „Wandelt im Licht" (Uebersetzung n L. A. Hauff bei Janke in Berlin) ist ganz und gar Tendenzschichte; man möchte sie eine Abhandlung in erzählender Form nnen. Sie stammt aus dem Jahre 1889; abgehandelt wird e Frage: Soll man Christ oder Weltmann sein? Die moderne ntwort würde lauten: Christ und Weltmann. Wie Tolstoi s Christentum auffaßt, ist seine Vereinigung mit weltmännischem eben nicht möglich. Man kann nach Tolstoi nicht zu gleicher eit Geschäftsmann oder Offizier oder Staatsmann und Christ in. Denn als Christentum gilt ihm: auf Reichtum und Besitz, f Herrschaft über andre, auf kostbare Genüsse, Ruhm, Wollust d Müßiggang verzichten, die Sicherheit des eignen Lebens r in der eignen Arbeit und der Liebe der Mitmenschen suchen, s Böse geduldig ertragen, dem Feinde verzeihen. Die Gechichte spielt zwar zur Zeit des Kaisers Trajan und in der tadt Tarsus, sie schildert das ganze Leben von zwei Menschen, e Julius und Pamphilius heißen, aber das alles ist nur ein leid für moderne Menschen und moderne Verhältnisse. Auch ute hat jeder zu entscheiden, ob er als Julius oder Pamhilius leben will, d. h. als Weltkind oder Christ. Im Weltade Julius, der erst als Greis zur wahren Erkenntnis gelangt, kennen wir hie und da Tolstoi selber, der sich auch hier wieder rderbter schildert, als er war. Klingt es nicht wie eine Anage unsrer Zeit, was Pamphilius dem Heiden von Tarsus widert?

Eure Gelehrten richten ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf, ue Mittel zu entdecken, um den Menschen Böses zuzufügen. Sie verllkommnen die Kriegführung, d. h. den Mord. Sie erfinden neue ege, um Gewinn im Handel zu erzielen, d. h. die einen auf Kosten drer zu bereichern. Eure Kunst dient zur Ausschmückung der Tempel Ehren der Götter, an die die geistig Vorgeschrittenen von euch schon nge nicht mehr glauben, obgleich ihr den Glauben an sie bei andern befestigen sucht in der Meinung, daß ihr durch diesen Betrug sie chter unter eurer Gewalt niederhalten könnt. Man errichtet Statuen Ehren der Stärksten und Grausamsten eurer Tyrannen, die von emand geachtet, von allen aber gefürchtet werden. In euern Theatern ebt man Vorstellungen, die die verbrecherische Liebe verherrlichen. Die usik dient euern Reichen zum Zeitvertreib, während sie bei ihren pigen Gastmählern schwelgen und prassen. Die Kunst der Malerei rd dazu verwendet, in den Häusern der Verworfenheit solche Bilder rzustellen, die kein anständiger Mensch, der nicht vom Wein oder von rischer Leidenschaft berauscht ist, ohne Erröten ansehen kann.

Wie ist dagegen das Leben der Christen? Pamphilius hildert es in vielen Gesprächen, in denen er den Jugendfreund bekehren sucht:

Wir thun nichts Besondres, wir leben nur ganz einfach und beühen uns, nichts Böses zu thun. . . . Unser Glaube besagt, daß das

Heil des Lebens nicht in seinen Freuden liegt, sondern darin, daß wir den Willen Gottes erfüllen, ohne an die Freuden des Lebens zu denken und nach ihnen zu streben. Und so leben wir. Und je länger wir leben, desto mehr sehen wir ein, daß die Freuden und das Heil auf die Erfüllung des Willens Gottes folgen, wie die Räder eines Wagens auf die Deichsel folgen. . . .

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß wir unsre Lehre nur deshalb bekennen und an unserm Glauben festhalten, weil es jener Mensch(!) uns befohlen habe, an den wir glauben. Im Gegenteil, die von ganzer Seele nach der Erkenntnis der Wahrheit und nach Gemeinschaft mit dem Vater streben — die nach dem wahren Heil streben, geraten unwillkürlich auf den Weg, den Christus gegangen ist. Und indem sie sich unwillkürlich hinter ihn stellen, sehen sie, daß er ihnen voranschreitet. . . . Er ist der Sohn Gottes und der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Wir glauben nicht etwa deshalb blindlings daran, weil es uns jemand gesagt hätte, sondern deshalb, weil alle, die Gott suchen, seinen Sohn vor sich sehen und unwillkürlich durch ihn auch Gott begreifen, sehen und erkennen.

Die Mittel zum Leben, die wir für uns verwenden, haben wir ohne Hilfe von Gewalt erlangt. Ihr könnt euch bei euern luxuriösen Lebensgewohnheiten schwer vorstellen, wie wenig der Mensch für sein Dasein nötig hat, ohne Entbehrungen zu erdulden. Der Mensch ist so geschaffen, daß er in gesundem Zustande durch seine Hände viel mehr erarbeiten kann, als für sein Leben nötig ist. Indem wir in Gemeinschaft leben, sind wir imstande, durch gemeinschaftliche Arbeit ohne Anstrengung auch unsre Kinder, sowie die Alten, Kranken und Schwachen zu ernähren. Du sagst von den Gewalthabern, daß sie die Menschen gegen innere und äußere Feinde schützen. Aber wir lieben unsre Feinde, und darum haben wir keine Feinde. Du behauptest, daß wir Christen in den Sklaven den Wunsch erwecken, dem Kaiser gleich zu sein. Im Gegenteil aber predigen wir in Worten und Thaten geduldige Demut und Arbeit, die einfachste, für niedrig gehaltene Arbeit des arbeitsamen Menschen. Wir wissen und verstehen nichts von Staatsangelegenheiten. Wir wissen nur eins, und das ist für uns unzweifelhaft, nämlich daß unser Wohl von dem Wohl der andern Menschen unzertrennlich ist, und dieses Heil suchen wir. Das Wohl aller Menschen liegt in ihrer Vereinigung, die Vereinigung aber wird nicht durch Gewalt erreicht, sondern durch Liebe. Die Gewalt des Räubers gegen den Wandrer ist auch uns ein Greuel, wie die Gewaltthat des Kriegers gegen den Gefangnen, des Richters gegen die Verurteilten, und wir können weder an der einen, noch an der andern mit Bewußtsein teilnehmen. . . . Die Gewalt erstreckt sich auch auf uns, aber unser Anteil daran besteht nicht darin, sie aktiv anzuwenden, sondern sie passiv zu ertragen. . . .

Auch das Kapitel der Geschlechtsliebe, das Tolstoi ein Jahr später in der Kreutzer-Sonate so merkwürdig behandelt hat, wird hier schon ausführlich erörtert. Er giebt als christliche Lehre Folgendes: Die Ehe und die besondre Liebe zwischen Mann und Weib sind an sich kein Unrecht, sie sind im Gegenteil von Gott gewollt. Aber das Entbranntsein zum andern Geschlecht ist nur ein tierischer Trieb, den man nicht schüren und verherrlichen soll, wie die Heiden thun, sondern unterdrücken und bekämpfen. Der Mann soll in jedem Weibe eine Schwester sehen, er soll sie als Bruder lieben und in strenger Selbstzucht vergessen, daß sie Weib ist. Er darf eine Schwester nur dann zum Weibe nehmen, wenn beide in einander nicht so sehr das andre Geschlecht suchen, sondern sich als Menschen aufrichtig achten und lieben, und wenn ihre Ehe niemand Kummer oder Aergernis bereitet. Ja Tolstoi geht noch weiter. Da alle persönliche Genußsucht ausgeschlossen sein und der Mann und das Weib aufhören sollen, einander Gegenstand sinnlichen Wohlgefallens zu sein, so ist es schließlich gleichgiltig, wen man heiratet. Die schönste Maid ist nicht in höherm Grade unsre Schwester als die erschreckendste Mißgestalt; vor Gott sind alle Menschen gleich, sie müssen deshalb auch vor unsern Augen in Bezug auf ihr Wesen, ihre geistigen und körperlichen Eigenschaften ganz gleich stehen. Die allgemeine Nächstenliebe muß immer die Oberhand über die geschlechtliche behalten. Und da wir den Nächsten lieben sollen wie uns selbst, so müssen wir uns über sein Glück herzlich freuen, auch wenn er das Mädchen heimführt, das wir zum Weibe begehrten. Es kommt nur darauf an, daß Gottes Wille geschehe.

Auch das Märchen „Iwan der Narr" (bei Janke in Berlin in Uebersetzung von L. A. Hauff erschienen) dient der Verkündigung Tolstoischen Christentums. Ein reicher Bauer hat drei Söhne: den Krieger Semjon, den Kaufmann Taraß und den dummen Bauer Iwan. Der Teufel will Streit zwischen ihnen stiften und sie für sich gewinnen. Bei dem Krieger und dem Kaufmann erreicht er seinen Zweck leicht, aber den schlichten Bauer, den alle den Narren nennen, kann er auf keine Weise überlisten. Ihm verdankt schließlich der Heerführer seine Sol-

daten und der Handelsherr sein Gold. Endlich werden alle drei Brüder Kaiser großer Reiche, aber der Teufel verdirbt Semjon mit seinen Soldaten und Taraß mit seinem Golde. Nur dem dummen Bauernkaiser Iwan kann er wieder nichts anhaben. In seinem Lande leben die Einwohner christlich, d. h. in den Augen ihrer Nachbarn närrisch, sie arbeiten mit der Hand, kennen kein Geld, erwidern Böses mit Gutem. Ihre Thorheit erweist sich am Ende als höchste Lebensweisheit. Einmal verkleidete sich der Teufel als Heerführer und verlangte von den „Narren," daß sie ihm als Soldaten dienten. Keiner kam. Nun stiftete der Teufel den benachbarten tarakanischen Zar an, Iwans Reich mit Krieg zu überziehen. Es wird ein merkwürdiger Krieg.

Das Volk lief zu Iwan und sagte:
Der tarakanische Zar überfällt uns.

Nun, meinetwegen, sagte Iwan, mag er kommen. Der tarakanische Zar überschritt mit seinem Heere die Grenze und sandte Kundschafter aus, um Iwans Heer aufzusuchen. Sie suchten und suchten, aber vergebens, sie fanden gar kein Heer. Der tarakanische Zar wartete lange Zeit, ob nicht irgendwo sich ein Heer zeigen werde, aber es fand sich keine Spur, es war niemand da, mit dem er kämpfen konnte.

Darauf befahl der tarakanische Zar, einige Dörfer zu besetzen. Als die Soldaten in das eine Dorf kamen, liefen die Narren und Närrinnen auf die Straße hinaus und sahen die Soldaten verwundert an. Die Soldaten nahmen den Dummköpfen Getreide und Vieh weg, aber die Narren gaben alles hin, und niemand widersetzte sich.

Die Soldaten kamen in das zweite Dorf. Dort ging alles ebenso. Die Soldaten marschierten einen Tag, zwei Tage — aber überall war es wie im ersten Dorfe, die Leute gaben alles her, ohne sich zu widersetzen, und luden die Fremden ein, bei ihnen zu leben. Wenn ihr in euerm Lande ein schweres Leben habt, Herzensfreunde, sagten sie, so kommt zu uns, um für immer hier zu bleiben.

Die Soldaten marschierten immer weiter und weiter, aber nirgends fanden sie ein Heer. Das ganze Volk lebte zufrieden, ernährte sich und Fremde, widersetzte sich nicht und lud die Fremden zu sich ein.

Das wurde den Soldaten langweilig, und sie gingen zu ihrem tarakanischen Zar. Wir haben nichts zu kämpfen, führe uns an einen andern Ort! Was ist das für ein Krieg? Es ist, als ob man Gallerte durchschneidet. Wir können hier nicht länger Krieg führen.

Der tarakanische Zar wurde zornig und befahl seinen Soldaten, im ganzen Kaiserreich umherzuziehen, die Dörfer, die Häuser zu verbrennen, das Vieh zu erschlagen. Wenn ihr meinen Befehl nicht erfüllt, sagte er, lasse ich euch alle hinrichten.

Die Soldaten erschraken, begannen Häuser und Getreide zu verbrennen und das Vieh zu töten. Aber das Narrenvolk widersetzte sich nicht und weinte nur. Greise weinten, alte Weiber weinten, kleine Kinder weinten. Warum schädigt ihr uns so? sagten sie. Warum verwüstet ihr das Gute so unsinniger Weise? Nehmt lieber selbst, was ihr nötig habt!

Die Soldaten schämten sich. Sie gingen nicht mehr weiter, und das ganze Heer entfloh.

So siegten schließlich die „Narren" mit den Waffen des Christentums. Aber wer hat jetzt Verständnis für solches Christentum? Sind wir nicht in Wahrheit die Narren, die wir, statt Christus zu edelm, glücklichem Menschentum zu folgen, auf Kanonen, Gewehre, Lanzen und Säbel vertrauen und den Massenmord in tausend Festen feiern? — —

Die neueste Erzählung Tolstois heißt: „Der Herr und sein Knecht." Sie ist bereits in vielen Uebersetzungen verbreitet und wird von allen Seiten als ein poetisches Meisterwerk gerühmt. Der als Denker viel verspottete Tolstoi zwingt hier als Darsteller jeden Leser zur Bewunderung und zu der Anerkennung, daß man seinem Geiste Altersschwäche noch nicht nachsagen darf. Der sittliche Gedanke der Skizze bietet uns nichts Neues; es wird uns das Verhalten eines habgierigen Schankwirts und seines geduldigen Hausknechts in einem schlimmen Schneesturm berichtet und wiederum gezeigt, wie die verschiedenartigen Menschen sterben. Die geradezu klassische Skizze eignet sich wie die Volkserzählungen auch für die Jugend und zum Vorlesen. Die Hendelsche Uebersetzung, bei Hendel in Halle erschienen, kostet gebunden nur 50 Pfge. Bode

Verschiedenes

(Rektorendrill) Bekanntlich dürfen laut Verfügung des Herrn Ministers vom 5. Mai 1893 alle Geistlichen und pro ministerio geprüften Kandidaten der Theologie unter Dispens von der Mittelschullehrerprüfung oder der Prüfung für das höhere Lehramt und ohne eine vorhergehende dreijährige Thätigkeit im öffentlichen Schuldienst zur Rektoratsprüfung zugelassen werden, während nach der Prüfungsordnung für Rektoren vom 15. Oktober 1872 diese Erleichterung nur ausnahmsweise solchen Geistlichen und Kandidaten gewährt wurde, die in das Amt eines Seminardirektors oder -lehrers, Vorstehers einer öffentlichen Präparandenanstalt oder Rektors einer Mittelschule oder höhern Töchterschule schon berufen waren. Diese Bestimmung ist gewiß nicht nur für die zahllosen unbeschäftigten Theologen, sondern auch für die Schule selbst sehr erfreulich und dankenswert, und wir stimmen dem Herrn Minister vollkommen bei, wenn er in der Debatte im preußischen Abgeordnetenhause vom 1. und 2. März 1894 sagte: „Wir haben unter den Theologen außerordentlich tüchtige Leute, die sich für den Schuldienst eignen, und wenn solche für den Schuldienst sehr begabten Leute in den Schuldienst hineintreten wollen als in ihren Lebensberuf, dann wollen wir sie nicht zurückweisen, sondern froh sein, wenn wir sie bekommen!" — Manch einer mag sich früher nur durch die abschreckende Häufung der Prüfungen haben abhalten lassen, sich einem Berufe zu widmen, zu dem ihn Neigung und Befähigung hintrieben; und so hört man denn thatsächlich seit der Verfügung des Herrn Ministers in einem Maße wie nie zuvor von Kandidaten, die sich der Rektorenprüfung unterzogen haben oder unterziehen wollen. Das alles ist gut und zu billigen, wiewohl wir uns nicht ganz der Besorgnis entschlagen können, daß sich hier ein neues Asyl für Fahnenflüchtige eröffnet, die nicht Mut und Selbstverleugnung genug besitzen, den Kampf eines modernen Pfarrers zu wagen. Aber entschieden mißbilligen und zurückweisen müssen wir zwei einander verwandte Erscheinungen, die jene Verfügung des Herrn Ministers im Gefolge gehabt hat. Das ist das Göttinger Rektorenseminar, von dem uns schon die Chronik der Christlichen Welt (Nr. 35 d. J.) durch Abdruck der Veröffentlichung Herrn Professors D. Knoke berichtet hat, und ein kleines Buch von Hanno Bohnstedt, das den Titel führt: Die Rektoratsprüfung. Ein praktischer Wegweiser für Theologen zur Einführung in das Studium der Pädagogik, insbesondre für Kandidaten des evangelischen Predigtamts zur Vorbereitung auf die Rektoratsprüfung (Breslau, 1894. 80 S. 1 Mk.).

Die Schrift ist im wesentlichen ein pädagogisches Litteraturverzeichnis und zeugt, so weit wir sehen, von guter, auf Erfahrung beruhender Auswahl. Zur Auffrischung des positiven Wissens sowohl als zur Aneignung der nötigen methodischen Kenntnisse und Fertigkeiten macht sie in klarer, übersichtlicher Form geeignete Hilfsmittel namhaft, und zwar so, daß die nach der Schätzung des Verfassers wichtigsten Werke, die der Kandidat möglichst mit der Feder in der Hand durcharbeiten soll, durch Besprechung, Inhaltsangabe und Stilproben hervortreten. Im einzelnen wäre vielleicht an dem Buch kaum etwas auszusetzen. Was uns mißfällt, ist, daß es überhaupt erschien. Was macht es denn wünschenswert, daß mehr akademisch gebildete Männer wie bisher sich dem Dienste der Volksschule widmen? Doch wohl die traurige Thatsache, daß Mechanismus und Schablone gar zu sehr in ihr Platz gegriffen haben. Das empfinden nicht wir allein, die draußen stehn, das fühlt und beklagt mit uns mancher Lehrer und sehnt sich nach größerer Selbständigkeit. Aber wo hat man ihn dazu erzogen? Im Seminar sicher nicht. Es giebt unter den Volksschullehrern Persönlichkeiten, Männer, die eine schätzenswerte Originalität auch im Unterricht haben; aber im Seminare sind sie schwerlich dazu gekommen. Das Seminar erzieht systematisch Durchschnittslehrer, im besten Falle getreue Kopien der einzelnen Direktoren, aber keine Individualitäten. Und doch sind uns gerade die so not. Die Sucht zu nivelliren macht sich leider überall geltend; aber jeder aufrichtige Kulturfreund sollte ihr auf geistigem Gebiete energisch entgegentreten, und dazu ist die Schule der nächste Ort. Wie sollen das aber die vermögen, die mit Ketten fremder Methoden gefesselt sich nicht frei bewegen lernten? Was nützen uns da auch Akademiker, denen man ihre Selbständigkeit möglichst wieder auszutreiben sich bemüht? Wir brauchen Erzieher, die je nach ihrer Eigenart die Zöglinge zu packen, in ihnen Gedanken zu wecken verstehen, nicht Handwerker, die nach gelernten Kunstgriffen ihrem Schülermaterial ein gewisses Durchschnittsquantum von Einzelkenntnissen vermitteln, die sie sich selbst schematisch aneignen. Und darum wünschen wir mehr Männer in die Volksschule, die gelernt haben, ihre eignen Wege zu gehen. Die wir die Universität besuchten, betrachten als die eigentliche Frucht unsers Studiums nicht das Maß unsers Wissens — darin mag gar manchem unter uns ein seminaristisch gebildeter Lehrer überlegen sein — sondern die Fähigkeit, selbst zu sichten und zu gestalten. Wir haben uns selbst die Bahn zu den akademischen Prüfungen ebnen müssen, da wirds denn wohl auch zum Rektoratsexamen keiner Eselsbrücken bedürfen. Selbst auf die Gefahr hin, mehr Zeit zur Vorbereitung zu brauchen, ja vielleicht in der Prüfung auf die eine oder andre Frage die Antwort schuldig zu bleiben, die bei sklavischem Anschluß an Bohnstedt nicht ausgeblieben wäre, wird ein echter Akademiker solche Hilfsmittel verschmähen; er steckt sich selbst sein Ziel und sucht sich eigne Mittel.

Darum protestiren wir gegen Bücher wie Bohnstedts, darum protestiren wir auch gegen Professor Knokes Rektorenseminar. Man wende nicht ein, die pädagogischen Vorlesungen, die er beabsichtigt, seien doch nichts andres als Kollegien, wie sie der Akademiker gewohnt sei. Das sind sie eben doch, weil sie den ausgesprochnen Zweck haben, auf ein bestimmtes Examen vorzubereiten. Das thut kein akademischer Vortrag, sonst hört er eben auf akademisch zu sein. Wenn also der Herr Minister das Unternehmen Professor Knokes von der Universität reinlich geschieden wissen will, weil die Vorbereitung für den Seminar- und Volksschuldienst außerhalb ihrer Aufgaben liege, so können wir ihm auch darin nur beistimmen und fügen unsrerseits hinzu, daß das Göttinger Rektorenseminar den Prinzipien akademischer Lehrmethode direkt widerspricht, es ist eine Prüfungspräparationsanstalt, eine Presse. Wir sind gespannt

n hören, wie viele Kandidaten der freien akademischen Luft schon so
twöhnt sind, daß sie sich in der Göttinger Rektorenschule akklimatisiren.
er Entwicklungsgang ihrer nicht-akademischen einstigen Kollegen ist jeden-
lls folgerichtiger: sie drillt man zu Lehrern, aber zum Rektorenexamen
ßt man sie selbst den Weg suchen; und Akademiker will man zum
eichen Ziele gängeln!

Genug! Wir wünschen Bohnstedt nicht viele Leser und dem Göt-
nger Seminar recht wenig Teilnehmer, beides im Interesse der Sache.
H Vollmer

(Zum evangelischen Kirchenlied) Nicht „rhythmisch"! Antwort auf
e hymnologische Streitschrift des Herrn Professor Dr. Ph. Wolfrum
on C. H. Cornill, Dr. Professor der Theologie u. s. w.

Schlußerwiderung auf die „nichtrhythmischen" Auslassungen des
errn Professor Dr. C. H. Cornill von Dr. Ph. Wolfrum, Professor u. s. w.
eide: Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1895.

Diese beiden Broschüren bilden den dritten und vierten (hoffentlich
tzten) Akt einer Verhandlung über das evangelische Kirchenlied,
der man sich beiderseits an Deutlichkeit nichts schuldig geblieben, und
die sich hinterdrein einzumischen im Blick auf die temperamentvollen
treiter sichtlich unratsam ist. Der Theolog, von „südfranzösischem Typus,"
f seinem Spezialgebiet bekannt und hochverdient, verfügt auf diesem
oden über respetable Laienkenntnisse. Er hat sich aber von Anfang
durch den Ton seines eilig entworfenen und nicht eigentlich für die
ffentlichkeit bestimmten Vortrags ins Unrecht gesetzt und irrt nicht
r in vielen Einzelbehauptungen, sondern hat auch das Unglück, eine
ache zu vertreten, die, wenigstens in ihrer gegenwärtigen Erscheinung,
ttungslos verloren ist. Denn daß der herkömmliche Choral mit den
ts gleichlangen Tönen und den gewaltsamen Fermaten in absehbarer
eit verschwunden sein wird, ist, wenn nicht gewiß, jedenfalls zu wünschen.
usikalische und kirchliche Gewöhnungen, so verständlich sie sein mögen,
einungen wie die, ein Lied im Dreitakt führe zum Walzer, ein leben-
, d. h. wechselvoller Rhythmus gebühre nur dem weltlichen Gesange,
erden den Gang der Dinge gewiß nicht aufhalten. Wolfrum, der
ayrische Lutheraner," obwohl nur Franke, straft die Grobheit des
egners mit vielfach unbarmherziger Malice. Als Fachmann diesem
türlich überlegen, verbirgt er fast geflissentlich und mehr als nötig sein
rkes kirchliches Empfinden. Die Sachlage ist nicht ganz einfach, weil
e Erörterung neben dem Gemeindeliede auch den kultischen Kunstgesang
Betracht zieht. Wolfrum sieht das zu erstrebende Ziel für jenes in
r lebensfrischen Ursprungsgestalt der kirchlichen Weisen, ist aber nicht
urist in dem Sinne, als sollte die evangelische Kirchenmusik, abgesehen
om Volksgesang, vor jeder Berührung mit der außerkirchlichen Kunst,
ren Geschichte, dem auf dieser beruhenden modernen Leben ängstlich
geschlossen bleiben. Gerade das Letztere hält Cornill mit vielen, aller
nter uns liegenden Entwicklung ungeachtet, für durchaus geboten, macht
er in Sachen des Gemeindechorals die Ueberlieferung, d. h. die Ueber-
beitung einer bestimmten Epoche, von der wir noch zehren, zur ent-
eidenden Instanz. Folgerichtig ist die letztbezeichnete Anschauung, nach
r der große Bach nicht mehr als eigentlicher Kirchenmusiker, dagegen
e auch bei ihm sich findende, spätere Gestalt des (gestreckten und will-
rlich unterbrochnen) Chorals als die allein berechtigte erscheint, in
inem Falle. Bis auf einen gewissen Punkt haben zwar beide unrecht.
ornill, sofern er die gegebne, entstellte und unlebendige Form des heute
och vielfach herrschenden Gesanges für unantastbar hält; Wolfrum, sofern
das gleiche Attribut nachträglich für die älteste kirchliche Fassung geltend
achen möchte. Es ist die Einseitigkeit, die dem Widerspruch einige
raft verleiht. Maßvoll vertreten, wird die Anschauung Wolfrums das
eld behaupten; denn es muß durchaus anders werden, selbst in Ost-
eußen, und der Schlendrian soll aufhören. Wir wollen alle gern um-
rnen, aber freilich nicht alles, was geworden ist, umstoßen, sondern
en Bedürfnissen der gegenwärtigen Gemeinde Rechnung tragen und
on Fall zu Fall entscheiden. Vollends in Sachen des kirchlichen Kunst-
sangs läßt sich Cornills Position auf die Dauer schwerlich vertreten.
ine Theorie, nach der höchstens ein purgirter und verstümmelter Bach
der Kirche geduldet wird, ist als solche zweifellos hinfällig. Nach
lchen Grundsätzen würde für die heutige Gemeinde, die nun einmal
n Glied der modernen Welt ist, weder ein geeignetes Gesangbuch noch
ne wirksame Predigt zustande kommen. — Beide Fragen sind von
rößtem Interesse. Auch sind die beiderseitigen Darlegungen, obwohl
cht erbaulich, doch recht unterhaltend. Im übrigen hat darin Wolfrum
denfalls Recht: diese Art Polemik ist weder ehrenvoll noch gewinn-
ingend.
J Smend

(Das alte Evangelium im Gewande der neuern Theologie)
ine Auswahl Predigten von D. Dr. O. Riemann, Prediger an
t. Nikolai in Berlin. Magdeburg, Kloß. VIII und 249 S. 4, geb. 5 Mk.

Die Predigtsammlungen mehren sich, die im Namen einer be-
mmten theologischen Richtung herausgegeben werden. So hat Quandt
redigten „gläubiger" Zeugen der Gegenwart, Stage hingegen solche
ür unsre Zeit," vom Standpunkt einer freiern Theologie gehalten, ge-
mmelt. Ihnen gesellt sich Riemann bei, indem er eigne Predigten heraus-
ebt und das Gewand der neuern Theologie für seine Verkündigung in
nspruch nimmt. Nun hat Otto Baltzer in der Christlichen Welt nach-
wiesen, daß der Unterschied der beiden erstgenannten Sammlungen
religiöser Beziehung kein wesentlicher ist. Der Herzensglaube ent-
eidet hier wie dort, dem Kopf- oder Dogmenglauben will niemand das
ort reden; andrerseits bildet die Person Jesu Christi in beiden Fällen den
entlichen Grund und Inhalt des Glaubens. Baltzer hat es nicht aus-
ücklich gesagt, aber es ergiebt sich aus seiner Darlegung, daß dem-
mäß die Exklusivität der Titel ungerechtfertigt, überflüssig und irre-
hrend ist. Etwas Aehnliches dürfte von den Riemannschen Predigten

gelten. Zwar finden sich Sätze wie folgende: „Wir sehen in unsrer Bibel kein Lehrbuch für Naturwissenschaft und auch keinen unfehlbaren und lückenlosen Leitfaden für eine Welt- und Kulturgeschichte im großen," oder: „Wir wollen doch bedenken, daß die Taufe nicht magisch wirkt, daß sie kein kirchliches Zaubermittel ist." Der Verfasser bezweifelt die Ewigkeit der Höllenstrafen und erklärt die Auferweckung des Jünglings zu Nain aus der Annahme, daß hier noch „ein frischgebahnter Weg zwischen der Leiche und dem Geiste" vorhanden war, der sie verlassen hatte. Aber auf weite Strecken des Buches hin tritt jede Beziehung auf die spezielle Theologie des Verfassers wie auf die Theologie überhaupt zurück, und die einfache Verkündigung des lautern Evangeliums kommt zu ihrem Recht. Wenn wir darum den Titel beanstanden, weil er das Theologische stärker betont, als die Predigten selbst bestätigen, so scheint uns auch, von diesem Thatbestand abgesehen, der Versuch als solcher, Predigtsammlungen mit einem theologischen Etikette herauszugeben, aus prinzipiellen Gründen bedenklich. Ist es nicht ein Abbruch an der Fülle des Glaubens, aber auch zugleich eine falsche Nachgiebigkeit gegen die herrschende Zeitrichtung, die überall den Parteistandpunkt hervorkehrt, unsre Predigten für etwas andres zu geben als für einfache Zeugnisse des göttlichen Wortes? Dürfen wir uns ohne Schaden für uns und unsre Hörer von der Linie des apostolischen Bekenntnisses entfernen: So sind wir nun Botschafter an Christi Statt („Werber für Christus"), denn Gott vermahnet durch uns? Daß wir nur in unsrer Sprache und auf unsre Weise reden können, daß wir dabei an unser Verständnis und unsre Erfahrung von der Sache gebunden sind, das ist zu allen Zeiten so gewesen und bedarf unsers Erachtens keiner besondern Bevorwortung.

Die Predigten von Riemann werden im übrigen den Zweck erreichen, für den sie bestimmt sind, nämlich die Lesergemeinde zu erbauen, wie sie die Gemeinde der Hörer in St. Nikolai erbaut haben. In frischer, lebendiger, oft schwungvoller Sprache werden die Wahrheiten des „alten" Evangeliums für Herz und Gewissen dargelegt. Für die Gebete ist die Form freier Dichtung gewählt, die persönliche Verbindung mit der Gemeinde klingt häufig in dem sonst nur in der Brüdergemeinde gebräuchlichen „Meine lieben Brüder und Schwestern" an. Als mustergiltig möchten wir die Predigt über Kindererziehung bezeichnen, die den Gegenstand in seltenem Maße beherrscht und bis auf den Grund erschöpft. Asketische Gedanken treten im ganzen hinter einer freudigen Stellungnahme zur Welt zurück. Hingegen finden sich mystische Wendungen, so über die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit mit Anlehnung an Tholuck. Als das Hochzeitskleid beim großen Abendmahl bezeichnet der Verfasser „die Verklärung in das Bild Christi," worüber ja wohl zu streiten wäre. Ebenso wird der Satz nicht ohne Widerspruch bleiben: „Die heilige Taufe, evangelisch aufgefaßt, ist ein sich durch unser ganzes Leben hindurchziehender Prozeß," da sie jedenfalls zunächst eine einmalige Handlung ist, die als solche der Erklärung bedarf. Das aber möchten wir zum Schluß noch bezeugen, daß der Verfasser die Menschen der Gegenwart in ihren mannichfachen Bedürfnissen, Nöten, Sorgen, ihrem Lieben und Leiden kennt, und daß sein Zuspruch ebenso geeignet ist, die Herzen zu erquicken als Anstöße zu beseitigen und ein tieferes christliches Nachdenken anzuregen. H Scholz

(Amtskalender) Der erste Teil des Amtskalenders für evangelische Geistliche auf das Jahr 1896, herausgegeben von J. Schneider, Pfarrer in Elberfeld, 246 S., einzeln käuflich, enthaltend den gesamten Schreibkalender, ist bei Bertelsmann in Gütersloh erschienen und kostet 1,20 Mk. So bewährte Hilfsmittel bedürfen keiner Empfehlung mehr. R

(Führer durch das kirchliche Berlin) und seine Wohlthätigkeitsanstalten nebst einem Verzeichnis empfehlenswerter Berliner Firmen. Vierte Ausgabe. Berlin, K. J. Müller, Mohrenstraße 27. 121 S. 60 Pfge.

Es genügt mitzuteilen, daß solch ein Büchlein existirt, damit die, für die es zusammengestellt ist, darnach greifen. R

(Streik und öffentliche Meinung) Ethische Erwägungen zur sozialen Frage von Heinrich Wilhelmi, Domprediger in Güstrow. Güstrow, Opitz und Comp. 106 S. 1,20 Mk.

Wer die „Sozialen Ziele" Wilhelmis gelesen hat, wird mit uns die Freude teilen, daß sich abermals aus dem für die christlich-soziale Bewegung sonst so wenig fruchtbaren Mecklenburg eine so kräftige Stimme erhoben hat, die frei und offen allen Anfeindungen zum Trotz durchaus modernen, gründlich durchgebildeten Anschauungen in der Arbeiterfrage Ausdruck verleiht. Ein lokaler Streik gab dem Verfasser Anlaß zu seiner Schrift — und auch, wo sie diese rein lokalen Verhältnisse berührt, darf sie durch des Verfassers verständige Urteile als von allgemeinen Interesse gelten —, aber unter seiner Feder ist weit mehr geworden. Die Schrift enthält eine eingehende, höchst beachtenswerte ethische Auseinandersetzung über die sozialen Verhältnisse der Arbeiterschaft überhaupt. Durch Herbeiziehung eines reichen nationalökonomischen Materials dokumentirt Wilhelmi, daß er auf dem Standpunkt steht, daß die ethischen Verhältnisse wirklicher Menschen nicht ohne Rücksicht auf die thatsächlich vorhandnen wirtschaftlichen Verhältnisse bestimmt werden können. Es ist eine Lust, seine Ausführungen über die Berechtigung der Arbeitseinstellung, der Koalitionsfreiheit, der Gewerkschaften und Arbeiter- bezw. Fabrikorganisationen zu lesen und als Eideshelfer für viele seiner Ausführungen Martensen und Uhlhorn zitirt zu sehen. Den Höhepunkt seiner ethischen Ausführungen bildet aber der Schlußabsatz „Thron, Altar und Hütte" mit seinem ernsten Apell an die „Reichen" und seinen treuen Ratschlägen an die „Arbeiter." Wir möchten die inhaltreiche Schrift allen Freunden evangelisch-sozialer Arbeit empfehlen, und noch mehr denen, die aus „ethischen" Bedenken dem „Kampf" des vierten Standes schroff gegen-

überstehen. Hier kann ihnen das Verständnis für einen ethisirten wirtschaftlichen Kampf erschlossen werden. Wenck

(Als Stütze der Hausfrau) Eine soziale Erzählung von Hans Wittenberg. Leipzig, Reinhold Werther, 1895. 3, geb. 4 Mk.

„Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein: denn alle Schuld rächt sich auf Erden." Mit diesen Worten Goethes könnte man die Tendenz der vorliegenden Erzählung zutreffend bezeichnen. Diese Tendenz tritt jedoch nicht aufdringlich hervor; man fühlt sich im Gegenteil versucht, zu wünschen, daß die ursächliche Verbindung zwischen den Lebensschicksalen und dem endlichen Geschick der „Stütze" etwas deutlicher gezeichnet wäre, man muß diese Wirkungen mehr erraten: aber darunter leidet die Erzählung selbst doch nicht. Im übrigen ist sie anregend geschrieben und verdient wegen des sittlichen Ernstes der Weltanschauung entschieden den Vorzug vor so manchem weichlichen Zeug, daran sich unsre lesende Jugend heutzutage Gemüt und Gewissen verdirbt. H=Zw

(Aus Ungarns Schreckenstagen) Eine kultur- und kirchengeschichtliche Erzählung von Ulrich Lörcher. Leipzig, Buchhandlung des Evang. Bundes, Karl Braun. 3 Mk.

Wenn irgend ein Land, das einen großen Prozentsatz von Protestanten zählt, in dem Leben des evangelischen Volkes eine geringe Rolle spielt, so ist es wohl Ungarn. Grabesstille ist über der evangelischen Kirche Ungarns gelagert, die doch fast drei Millionen Evangelische zählt. Wer ist schuld daran? Die Ungarn allein, deren religiöses Leben durch schwere Verfolgungen und harten Druck fast gänzlich gelähmt wurde, oder vielleicht auch die evangelischen Brüder draußen, die da vergessen, daß am Strande der Donau und Theiß, an den Abhängen der Karpathen und in Siebenbürgen so viele Protestanten wohnen? Es ist das Verdienst eines jungen Schriftstellers, eines Württemberger Pfarrerssohns, der zur Zeit an einer protestantischen Zeitung des Elsasses (der „Heimat") als Redakteur thätig ist, die Augen seiner Glaubensgenossen wieder auf jene Stätte gerichtet zu haben, wo die Lehre Luthers und Calvins zahlreiche Märtyrer gefordert. Aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangen, suchen „Ungarns Schreckenstage" uns ein Bild der Gegenreformation im Lande der Stefanskrone zu entwerfen, uns die Gestalten des blutdürstigen Nadasdy wie auch seiner duldenden Schlachtopfer vorzuführen und zugleich uns bekannt zu machen mit jener so eigenartigen Pußta, wo „der ahnenstolze Magyar, der thatkräftige Germane, der schlaue Hebräer und der sangesfrohe Zigeuner ihre Hütten neben einander stehen haben." Wenngleich das Buch an mancher Stelle zeigt, daß es eine noch jugendliche Feder in der „Sturm- und Drangperiode" nach Formvollendung geschrieben, so wird es doch niemand aus der Hand legen, ohne von dem erschütternden, meist noch unbekannten und doch geschichtlichen Inhalt tief ergriffen zu sein. Wie man es einem gebornen Künstler nicht verübeln kann, wenn er nicht gleich beim ersten Werke aus seiner Hand den unförmigen Marmorblock zum harmonischen Meisterwerke umwandelt, so wird man auch von dem talentvollen Verfasser nicht fordern dürfen, daß er den so umfangreichen Stoff bei seinem ersten Werke in der mustergiltigen Vollendung eines Freytag oder Ebers auszuführen wußte. Nichtsdestoweniger sind zahlreiche Abschnitte in dem Buche, die die Hand des werdenden Meisters verraten, und so können wir nicht umhin, im Hinblick auf den für die evangelische Kirche so wichtigen Inhalt der Schrift diese packende geschichtliche Darstellung einen weiteren Leserkreis, besonders aber den Geistlichen und Leitern von Volksbibliotheken, Jünglings- und Gustav-Adolf-Vereinen aufs wärmste zu empfehlen, indem wir zugleich den Wunsch hinzufügen, daß Herr Lörcher gar bald diese erste Arbeit über den Protestantismus in Ungarn zum Segen unsrer evangelischen Kirche durch eine weitre vervollständigen möge. Hoffet

(Träume) haben zuweilen auch eine gute Wirkung. Ich war verstimmt. Grauer Himmel und schwüle Luft, mühselige Arbeit und reichliche Aufgaben, andre Menschen und mein eignes liebes Ich hatten mich um meine gute Laune gebracht. Da fiel mir ein Büchlein in die Hände, „Träume" betitelt, aus der Feder einer einsamen Frau, die, tausend Meilen von den großen Bildungsstätten Europas und Amerikas entfernt, auf einer südafrikanischen Farm lebt. Ich begann zu blättern, und aus dem Blättern wurde ein zusammenhängendes, eifriges Lesen, bis ich das ganze Buch in einem Zuge durchgelesen hatte. Freilich ertappte ich mich mehrfach dabei, daß meine Augen über das Buch hinwegsahen, und meine Gedanken, überlegend, fragend und suchend, die wundersamen Fäden fortspannen, die in den Zeilen begonnen waren. In bunter Fülle und wohliger Freiheit, in phantastischem Schmuck und anmutigem Wechsel tauchten die Traumbilder vor mir auf, halb wie Visionen, halb wie Erlebnisse. An den Meeresstrand und in die Wüste, in den Garten der Freude und in verfallene Kapellen, in die Werkstatt des Künstlers und in die Schluchten des Gebirges, und zuletzt gar in Hölle und Himmel ließ ich mich führen. Zuweilen mußte ich lächeln und den Kopf schütteln über phantastische Gedankenkobolde, dann wiederum fragen und überlegen, was die Bilder und Gestalten zu sagen hatten, oft mit Freude oder Trauer zustimmen. Immer aber war ich gespannt und gefesselt und erquickte mich an der warmen Empfindung und lebensvollen Erfahrung. Als ich den Träumen, die Fragen und Weissagungen sein wollen für suchende Menschenherzen, bis zum Ende gefolgt war, da war meine Verstimmung dahin. — Das Büchlein ist von Olive Schreiner, übersetzt von Margarete Jodl. (Berlin Dümmler, 1894. 99 S. 1,60, geb. 2,40 Mk.) W B

(Vom Funken zur Flamme) Geschichte einer Verleumdung von ihr selbst erzählt. Englisch von Edna Lyall, deutsch von M. v. M. und H. v. B. Gotha, Perthes, 1892. 83 S. 90 Pfge.

Wer die Verleumdungsarie aus dem „Barbier von Sevilla" kennt, findet hier das Seitenstück in Prosa. „Die Verleumdung ist ein Lüftchen,"

das den Funken zur Flamme anfacht, und welch einen Wald zünde sie an! Durch die oberflächlich hingeworfne Aeußerung einer „würdigen" Dame verliert ein armer Mensch sein Ansehen in der Gesellschaft, sein Braut, seinen Beruf, seine Freiheit und schließlich sein Leben. Di Tendenz tritt nirgends aufdringlich hervor, und so wirkt die konkret Illustration zu dem alten Satz von der Macht der Zunge mehr al die geistreichste abstrakte Theorie. Die Verleumdung ihre Geschichte selbst erzählen zu lassen ist ein höchst origineller und geschickt durchgeführte Gedanke; hie und da hat aber doch die Verfasserin Schwierigkeiten, wa sie mit ihrer Autobiographin anfangen soll; so muß diese, da sie glücklicherweise nicht immer in Thätigkeit sein kann, manchmal vor der Thü sitzen und uns berichten, was da drinnen verhandelt wird, ein Beruf der ihrem Wesen nicht ganz entspricht. Pl

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 43 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Ein Fräulein, das in der Haushaltung **jeder Art** und ebenso in der Damenkonfektion, Wäsche- und Weißwaarenbranche **gründlich erfahren ist,** sucht sofort eine Stelle bei bescheidnen Ansprüchen. Auskunft bei Herrn Pfarrer D. Rade in Frankfurt a. M., Paulskirche.

Antiquariats-Katalog 63
enthaltend über 2800 Bücher theol. Inhalts zu billigen Preisen ist heraus!
Berlin, Friedrichstr. 52/53. Georg Nauck

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in Giessen **Nr. 162.**

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hoch erfreut
Hamburg, Borgfelde, 13. Okt. 1895
Pastor **Arnold Köster**
und **Frau** geb. **Nefardt**

Die **Freude** der **Hausfrau!**
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M., 80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M., 82 cm breit für 17 M., das Schock 33⅓ Meter bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Praktisches Nachschlagebuch zum Auffinden von Liederversen:

Evangelische Lieder-Konkordanz
zum Gebrauch für jedes Gesangbuch
Von **P. G. Brock**
5 Mk., geb. 6 Mk.
Umfaßt in übersichtlichen Rubriken die Verse von 778 Liedern.
Unentbehrlich für jeden Geistlichen. — Prospekt gratis.
Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Die Hilfe

Zu beziehen für 50 Pfge. vierteljährlich durch Agenten, die von der Expedition: Frankfurt a. M., Obermainstraße 2, noch überall gesucht werden, oder durch die Post, Postzeitungs-Nr. **3175**, für 1 Mk. vierteljährlich. Probenummern kostenlos.

Nr. 43: Zur Ehre Gottes — Wochenschau — Zur Verbrecherdeportation — Wer war Jesus von Nazareth? 14. Brief — Vom sozialdemokratischen Parteitage (Schluß) — Die goldene Feder (Fortsetzung) — Wenn unser Volk sich doch ermannte! — Allerlei: Erklärung; Schiller; Allgemeine Kirchengebete; Gleiches Maß — Diskussionsstunde — Büchertisch — Briefkasten — Anzeigen

Theologisches Antiquariat
Kataloge kostenfrei
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken
Hugo Rothers theol. Buchh. (Martin Warneck), Berlin W 9, Linkstr. 4

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig